



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann**

**Grimm, Jacob**

**Jena, 1927**

Einleitung von Konrad Burdach

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69566)

## Einleitung.

### I.

Der Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Lachmann, den jetzt im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften Professor Albert Leitzmann (Jena) herausgegeben und biographisch wie wissenschaftsgeschichtlich erläutert hat, ist ein Denkmal von hoher Bedeutung. Das vorliegende Briefmaterial stammt aus dem Nachlaß Jacob und Wilhelm Grimms und war zuletzt Eigentum der beiden Kinder Wilhelm Grimms, Herman Grimm und Auguste Grimm. Beide hatten diesen großen Bestand von Druck- und Handschriften am 28. August 1899 der Königl. Bibliothek in Berlin „zu unveräußerlichem und stets an ihren Verbleib gebundenem Eigentum“ geschenkt, sich aber bis zum Tode des Letztlebenden von ihnen die alleinige unbeschränkte Verfügung vorbehalten. Auch nach dem Tode des Letztlebenden von ihnen sollte die Benutzung des Nachlasses im Ganzen wie für einzelne Teile noch dreißig Jahre von der Zustimmung ihres Rechtsnachfolgers abhängig sein und der Königl. Bibliothek nur die Verwaltung zustehn. So kam es, daß auch nach dem Tode Herman Grimms (16. Juni 1901), zumal dessen Testamentsvollstrecker Professor Reinhold Steig lange Zeit der freien Benutzung und Veröffentlichung des Ganzen abgeneigt war, der 'Grimm-Schrank' der Königl. Bibliothek ein ungehobener Schatz blieb. Nur selten wurde in einzelne Stücke seines Bestandes bevorzugten Gelehrten Einblick gewährt. Gelegentlich tauchten wohl manche Kleinodien, Freude und Sehnsucht nach weiteren Gaben weckend, auch aus dem Briefwechsel auf. Aber um den Inhalt des Ganzen und namentlich um den des Briefwechsels spannen sich allmählich fast märchenhafte Erwartungen. Schon vor dem Weltkriege hatte ich mich bemüht, von dem Testamentsvollstrecker und der überlebenden Stifterin Fräulein Auguste Grimm für die Akademie das Recht zur Benutzung und wissenschaftlichen Herausgabe des Briefwechsels ihrer drei großen Mitglieder zu erwirken. Erst im Sommer des Jahres 1917 hatten diese erneuten Bemühungen Erfolg.

Jetzt endlich sprangen die Siegel: mit Zustimmung des Testamentsvollstreckers und mit Genehmigung des Fräulein Auguste Grimm und der

Königl. Bibliothek wurde nach vorheriger summarischer Prüfung durch Herrn Roethe und mich der Briefwechsel in das Handschriftenarchiv der Akademie überführt, wo ihn Professor Leitzmann durcharbeitete. Fräulein Auguste Grimm und die Königliche Bibliothek erteilten nun auch die Erlaubnis, das Briefmaterial an die Universitätsbibliothek Jena zu senden, und hier stellte der von der Akademie mit der Herausgabe beauftragte Professor Leitzmann, trotz den Erschwerungen, die der Krieg hervorrief, eine genaue Abschrift der Manuskripte her. Inzwischen änderte sich durch den Tod des Fräulein Auguste Grimm die Rechtslage von neuem: die Verfügung über die Briefe lag nun bei dem Erben Herman Grimms, Herrn Rittergutsbesitzer Annois von Arnim auf Wiepersdorf bei Jüterbogk und dem Erben von Auguste Grimm, Fräulein Agnes Oestreich. Für die Verfügung über das Benutzungsrecht erteilten beide Erben dem Professor Cornicelius, den schon Herman Grimm zum Vertreter des Testamentsvollstrecker Professor Steig ernannt hatte, Vollmacht.

Nach einer langwierigen und umständlichen Wegräumung vielfacher Hindernisse also tritt das Werk an die Öffentlichkeit. Sehr spät, und mit gutem Grunde kann man sagen: zu spät.

Der Briefwechsel, abgesehen von wenigen Nachzählern, umspannt naturgemäß die Zeit, wo die Brüder Grimm und Lachmann an getrennten Orten lebten, die Jahre 1819—1841. Sein überwiegend gelehrter Inhalt spiegelt also einen Zustand der deutschen Philologie wieder, der mehr als 85 Jahre, ja zum Teil mehr als ein Jahrhundert hinter uns liegt. Seitdem ist die germanistische Wissenschaft mächtig fortgeschritten. So wird denn der erste Eindruck beim Lesen dieser Urkunden dreier wahrhaft Großer aus dem Reiche der Forschung jenes Urteil 'zu spät' durch unmittelbare Empfindung bestätigen und verstärken. Mit Erschütterung stoßen wir daher in diesen Briefen am 2. Sept. 1821 auf Lachmanns bitter prophetisches Wort: „Und die Nachwelt, wenn ihr unsere Mühe Kinderspiel geworden ist, fragt nicht weiter, ob Hans oder Kunz ihr geschafft hat, was sie ihm nicht noch lange danken kann, weil sie weiter muß.“ Aber wenn man den Stimmen, die in diesen Blättern aufklingen und rückhaltlos über ein unablässiges heldenhaftes wissenschaftliches Ringen, über Leiden und Freuden eines bescheidenen Lebens von innerem Adel berichten und dabei oft verborgenste Seelenregungen ohne Hülle und Maske hörbar machen, mit offenem Ohr zu lauschen willig ist, wird man der trüben Voraussage Lachmanns widersprechen und jenes 'zu spät' beträchtlich einschränken.

## II.

Lachmanns Schaffen eröffnete in der Entwicklung der philologischen Wissenschaften einen neuen Abschnitt durch seine neue Grundlegung der Textkritik. Er zuerst hat — seinen Vorläufer Immanuel Bekker weit überholend — gelehrt und durch große Beispiele vor Augen gestellt, die handschriftliche Überlieferung literarischer Werke mit einer Kritik zu prüfen und zu werten, die nicht aus subjektivem Ermessen bessere und schlechtere Lesarten oder Textgestalten gegen einander abwägt, wie das noch sein Lehrer Gottfried Hermann getan hat, sondern die Genealogie der handschriftlichen Zeugen ermittelt und so, zurückschreitend, auf den ältesten erreichbaren Stammvater der verschiedenen Textformen trifft. Diese genetische Methode, die an die Stelle subjektiver Textkritik eine objektive Textgeschichte setzt, ist eine Frucht des neuen Geistes, der das aufgehende neunzehnte Jahrhundert erfüllt, bei dessen Fortschreiten kräftig wächst, alle Gebiete der Wissenschaft befruchtet oder beherrscht und bis zum Ablauf des Jahrhunderts unangefochten bleibt: jenes Geistes, den wir mit dem kurzen Ausdruck 'Historische Schule' nicht ganz treffend und nicht ganz erschöpfend zu benennen gewohnt sind und den mit glänzendem Wurf Wilhelm Scherers Meisterbuch über Jacob Grimm, neuerdings umfassend und eindringlich Erich Rothacker<sup>1)</sup> nach Ursprung, Wesen und Wirkung gewürdigt haben.

Dieser geschichtliche Geist betrachtet das Sein als ein Gewordensein, er sucht die Erkenntnis des Lebens aus der Enthüllung seiner Herkunft und seiner Entwicklung zu gewinnen. Er ist gleich der Romantik entsprungen aus der Ehrfurcht vor dem Ursprünglichen, vor dem Altertum. Und er stand bei seinem ersten Erstarren im Bunde mit der Romantik.

Auch Lachmann empfing ebenso wie die Brüder Grimm, von denen es allgemein bekannt ist, den innern Antrieb zu seiner tiefbohrenden Arbeit für die Wiederentdeckung der versunkenen mittelalterlichen deutschen Dichtung aus jenem unerschütterlichen Glauben an die Reinheit und Größe der deutschen

1) In seiner 'Einleitung in die Geisteswissenschaften' (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1920), in der Historischen Zeitschrift, Bd. 128 (1923), S. 415 ff., zuletzt soeben in seiner 'Logik und Systematik der Geisteswissenschaften' (Handbuch der Philosophie, 6. und 7. Lieferung, München, R. Oldenbourg, 1926).

Vorzeit, der ein wesentlicher und jedesfalls der am fruchtbarsten wirkende Zug der Romantik gewesen ist. Lachmann wie die Brüder Grimm trugen ihr Leben lang auf dem Grunde ihrer Seele die stille Begeisterung für die bodenständige Kulturlüte der altdeutschen Zeit. Was Tieck, Wackenroder, Arnim und Brentano wie einst in der Geniezeit des 18. Jahrhunderts Justus Möser, Herder, Goethe das Herz bewegte, die Freude an der Erhaltung oder Wiedererweckung alter Überlieferung, alter echter einfältiger, wenn auch unscheinbarer heimatlicher Kunst, Poesie, Sitte, das lebte in den Brüdern Grimm als Drang, die alten vaterländischen Märchen und Sagen, das germanische und deutsche Volksepos, die alten heimischen Rechtsquellen und den verborgenen Schatz der germanischen Sprachgeschichte aus dem Dunkel der Entstellung, Mißachtung, Unkenntnis ans Licht zu ziehen, und es lebte in Lachmann als der entschlossene Wille, die ästhetische Bedeutung, die künstlerische Form der mittelalterlichen deutschen Poesie aus den Verderbnissen ihrer handschriftlichen Überlieferung herauszuschälen und in ihrer gesetzlichen Harmonie zur Anschauung zu bringen. Wenn die romantische Kunstauffassung der Gebrüder Boisseree im Sinne der beiden Schlegel den Kölner Dom in seiner Ursprünglichkeit nach dem alten Plan seiner Meister unter Wegräumung aller späteren barocken Zutaten und Umbauten wiederherstellen und vollenden wollte, wie einst der junge Goethe in Straßburg sich für den gotischen Stil des Straßburger Münsters begeistert hatte in Auflehnung gegen die barocke Kunst seines Zeitalters, so verfolgten die Brüder Grimm gleich Lachmann in ihrem wissenschaftlichen Wollen und Vollbringen ein verwandtes Ziel. Und mag dem Herzen der Grimms, namentlich Jacobs, die naive Poesie näher gestanden haben als dem Herzen Lachmanns, dessen kritische Arbeit vorwiegend der Kunstdichtung galt, auch Lachmann teilte die romantische Andacht vor der heimlichen Lebenskraft und Herrlichkeit jener echten, ursprünglichen Poesie, die man seit Herder als 'Volks poesie' mit einem zauberhaften Nimbus umkränzte. Das hat sein Königsberger Brief an Wilhelm Grimm vom Herbst 1820 (S. 766) schön bekannt: „Und dann ist auch in allen guten Volksliedern etwas Ewiges und Unvergängliches, das sie nicht verderben läßt. Durch die schlechtesten Übersetzungen, Paraphrasen und Nachbildungen gehn sie nicht ganz zu Schanden.“

Noch ein Zweites rückt die Grimms gleich Lachmann eng an die Romantik: bei allen drei war das patriotische Motiv jenes Kultus der nationalen Vorzeit für ihr wissenschaftliches Streben entscheidend. Zum Besten der hessischen Kriegsfreiwilligen bestimmten die Grimms 1813 das Erträgnis ihrer ersten Ausgabe eines mittelhochdeutschen Gedichts, des Armen Heinrich von Hartmann von Aue, worin sie vaterländischer Opferbereitschaft

ein schlichtes, tiefsinniges und herzliches Vorbild aufgestellt sahen.<sup>1)</sup> Zwei Jahre später ergriff Lachmann als freiwilliger Jäger die Waffen zur Befreiung des Vaterlandes. Als Jacob Grimm hier in Berlin am 30. April 1841 seine erste Universitätsvorlesung eröffnete, die über deutsche Rechtsaltertümer handelte, bekannte er, einst in seiner Jugend, als „das eintönige Grau der Schmach und Erniedrigung über Deutschlands Himmel hing“, „Trost und Labung in der Geschichte der deutschen Literatur und Sprache“ gesucht und „eine Waffe gegen den feindlichen Übermut“ darin gefunden zu haben, „daß in unscheinbaren, aber unentreibbaren Gegenständen Vorzüge und Eigenarten verborgen lagen und wieder entdeckt werden konnten“, die das nationale Selbstbewußtsein zu stärken geeignet waren.

Auch der ästhetische Universalismus der älteren Romantik hatte die Brüder Grimm wie Lachmann in ihren Anfängen befeuert. Jacob Grimm hat bekanntermaßen spanischen Romanzen, serbischen Volksliedern und finnischer Epik, Wilhelm Grimm irischen Elfenmärchen ein selbständiges Studium zugewendet. Der junge Lachmann lebte in den Dichtungen Tiecks, in Calderon und Shakespeare, übersetzte Shakespeares Sonette und 'Macbeth', war in italienischer Sprache und Dichtung bewandert. Charakteristisch freilich der Unterschied: die Brüder Grimm sind angezogen von der sogenannten Volkspoesie, von der namenlosen Dichtung des Auslands, Lachmann fesselt ausgesprochen die kunstmäßige fremde Literatur. Aber jedesfalls, die romantische Hochstellung der Poesie lag allen drei im Blut. Jacob Grimm hat sein Leben lang in der Sprache, im Recht, in der Mythologie, in der Sitte das poetische Element aufgespürt und dargestellt: er hat, um ein bekanntes schönes Wort Uhlands über ihn aus der Frankfurter Germanistenversammlung von 1846 zu wiederholen, in seiner Forschung überall „den Goldfaden der Poesie gesponnen“. Wilhelm Grimm hat mit liebevoller Vertiefung Einzelercheinungen aus der Geschichte der poetischen Literatur und ihrer Formen, daneben auch solche der bildenden Kunst ins Auge gefaßt und wissenschaft-

1) Vgl. Wilhelm Grimms Kleinere Schriften II 504. 505. Beziehungen der Br. Grimm zu Hessen I 24. 26, III 157. 163. 181; Briefe der Br. Gr. aus der Jugendzeit 212. 222. 223. 226. 512; Briefe der Br. Gr. an Benecke 183; Adolf Stoll zu Ludwig Grimms Lebenserinnerungen (Leipzig 1913) 136f. Jacob und Wilhelm Grimm forderten (wahrscheinlich Dezember 1813) ihre beiden Brüder Ludwig und Ferdinand brieflich auf, als Freiwillige am Kriege teilzunehmen. Aber diese hatten sich schon vorher aus eigenem Antrieb dazu entschlossen. Ludwig und auch noch der dritte Bruder Karl Grimm sind dann auch wirklich ins Feld gezogen. Der 'Arme Heinrich' erschien erst im Spätsommer 1815: als Erlös lieferten Jacob und Wilhelm trotz ihrer eigenen Armut 194 Taler an den Kasseler Frauenverein ab.

lich behandelt. Lachmann aber ist in seinem gesamten kritischen Verfahren, das äußerlicher Betrachtung so trocken und schulfuchsisch erscheinen mag, von dem lebendigsten und sichersten ästhetischen Gefühl, von einem feinen Empfinden für künstlerische Form, für Verschiedenheiten des poetischen Stils geleitet. Seine Textkritik, soweit sie der Recensio dienend die Geschichte der Überlieferung entrollt, besorgt unbeirrbar, einem erfahrenen Restaurator gleich, der ein Gemälde von Übermalungen befreit, das Geschäft der Reinigung und Wiederaufdeckung ursprünglicher poetischer Gestaltung, weil ihr der feste Glaube zugrunde liegt, daß die deutsche Dichtung des Mittelalters nicht barbarisch, nicht formlos und willkürlich gewesen sein könne, sondern voll künstlerischer Schönheit in streng geregelter sprachlicher und metrischer Form nach bestimmten Gesetzen des poetischen Stils gebaut war. Seine höhere Kritik aber des Nibelungenliedes wie der Ilias ruht durchaus auf einem angeborenen und unmittelbaren, freilich durch scharfe Beobachtung geschulten, unendlich gesteigerten und vertieften Gefühl für poetischen Ausdruck und poetische Stilart. Der Textkritiker Lachmann und der Grammatiker, Mythologe, Rechtserforscher Jacob Grimm — sie sind beide Erben jenes Kultus der Poesie, dem der romantische Geist mächtige Schwingen geschaffen hatte.

Der vorliegende Briefwechsel der Brüder Grimm mit Lachmann bestätigt durch manchen Zug ihre gemeinsame geistige Grundlage. Aber er zeigt mehr noch etwas anderes: diese drei Brieffschreiber, die hier vor den Augen des ergriffenen Lesers in Freundschaft sich verbinden, sind einig zwar in der romantischen Wurzel ihres wissenschaftlichen Antriebs, aber ebenso auch darin, daß sie dem romantischen Geist entwachsen, daß sie sich ihm mit bewußtem Willen entwinden, weil der allen drei gemeinsame, ihrem Wesen tief eingepflanzte Drang zur Klarheit, zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Wahren sie aus der Dämmerung und dem Nebel der poetischen oder philosophelnden Spekulation hinaustreibt. Den philosophischen Begleiterscheinungen und Auswirkungen der Romantik haben alle drei — gleich Friedrich August Wolf und Niebuhr — von Anfang fremd und abgeneigt, später mit zunehmender Feindschaft gegenübergestanden. Die Romantik schöpfte aus der Auflehnung des Gefühls gegen den Rationalismus, gegen Teleologie und Geschichtspragmatismus ihr Wesen und ihre Kraft, sie stellte sich insofern daher als eine Umgestaltung der Sentimentalität des Sturm- und Dranges dar. Hier aber zeigt sich, wie wenig zutreffend dennoch die heute beliebte Ausdrucksweise ist, die diesen Widerstand gegen den Rationalismus schlechthin zu einem Erstarken des Irrationalen stempelt. Der Kultus des Unbewußten in der psychischen Welt, des unmittelbaren Erlebens der Seele, den gleich der Geniebewegung auch die Romantik vertrat, kämpfte freilich gegen die rationa-

listische Auffassung des Lebens, der Geschichte, der Kunst und der Poesie, der Sprache, aber er war deshalb noch keineswegs ein Kultus des Irrationalismus. Sonst hätte daraus nimmermehr die Wissenschaft hellste und wirksamste Erleuchtung empfangen, sonst wäre niemals daraus der unübersehbar segensreiche Aufschwung geschichtlicher Welt- und Menschenbetrachtung hervorgegangen, den man als historische Schule mit den großen Namen Savigny, Eichhorn, Niebuhr, Böckh, Welcker, Karl Otfried Müller, Jacob Grimm, Bopp, Ranke, Karl Ritter und Lachmann zu kennzeichnen pflegt. Ein rationaler Kern und ein objektives Element lag auch auf dem Grunde jener Lehren und Meinungen, welche die deutschen Apostel des Gefühls von Bodmer und Breitinger bis zu Hamann, Herder, Justus Möser und weiter zur Romantik verkündeten. Die Gefahr, daß die Opposition gegen den Rationalismus sich bis zu wirklichem Irrationalismus verschärfte, bestand allerdings in der romantischen Bewegung, und innerhalb der historisch-philologischen Wissenschaft hat sich insbesondere auf dem Gebiet der Mythendeutung und der Etymologie das in manchen abgeschmackten Bemühungen sehr lächerlich offenbart. Aber der konservative Drang zum Sachlichen, zum geschichtlich Gewordenen und Erhaltenen, der mit dem Gefühls- und Persönlichkeitskultus der Romantik von Anfang an verwachsen war, jener Drang, „die Unverletzlichkeit und Notwendigkeit der Geschichte“ anzuerkennen, wie es Jacob Grimm in der Widmung seiner Grammatik (1819) an Savigny genannt hat, er hat es verhindert, daß die junge geistige Flut, die mit dem aufgehenden neunzehnten Jahrhundert emporstieg und sich ausbreitete, den rationalen Damm jemals wirklich auf weite Strecke hin durchbrochen hätte. Immerhin, eine Abwehr der irrationalistischen Gefahr war notwendig. Unser Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Lachmann ist das großartigste Denkmal dieser Abwehr.

Die beiden Grimm und Lachmann waren nach Herkunft und Anlagen grundverschiedene Persönlichkeiten. Aber eine doppelte Seelengemeinschaft — einerseits die Anregung durch die Romantik, andererseits der aus frühen Eindrücken wissenschaftlicher Geschichtsbetrachtung und Quelleninterpretation stammende Zug zum Realen und Objektiven — führte sie zusammen und brachte sie einander nahe. Unser Briefwechsel enthüllt das einzigartige Wunder dieses Zusammenkommens und allmählichen Zusammenwachsens zu einer Freundschaft, die, im wissenschaftlichen Wollen und Wirken verankert, doch auch ihre menschlichen Beziehungen auf das innigste durchdrang und die standhielt selbst gegenüber starken Stößen gelegentlicher persönlicher Verstimmungen und Gegensätze, wie sie bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere und Temperamente nicht ausbleiben konnten.

Dieser Briefwechsel ist ein Buch reich an Bekenntnissen. Drei bedeutende Menschen suchen und finden einen neuen Weg, der sie hinwegführen soll von dem gemeinsamen, ererbten und durch Studium bereicherten geistigen Boden des romantischen Idealismus in ein unbekanntes Land. Ein Bild dieses Landes schwebt in Ahnung und Sehnsucht vor ihrer Seele. Aber sie selbst erst müssen dieses neue Land urbar machen und bebauen: die geschichtliche Erforschung des deutschen Wesens, die Wissenschaft der deutschen Nationalität. Über ihr Suchen und Finden, über alle Schwierigkeiten und Hemmungen, alle Fortschritte und Eindrücke auf diesem Wege, alle begleitenden Umstände und Stimmungen berichten die drei einander, erfragen und erteilen sie sich gegenseitig Hilfe und Rat. So wachsen ihre Schreiben meistens zu ganzen wissenschaftlichen Abhandlungen, zu umfänglichen Listen von Fragen und Antworten, zu lexikalischen Verzeichnissen und werden nicht selten begleitet von Beigaben mächtig anschwellender *Adversaria*, die zwischen ihnen hin und her gehen, um auf dem Rande Ergänzungen und Berichtigungen zu empfangen. Die 'Beilagen' des gegenwärtigen Briefwechsels bringen in erschöpfender Fülle dieses einzigartige gelehrte Frage- und Antwortspiel, das durch manche persönliche, auch scherzende Bemerkung belebt wird und in das gelegentlich ein lustiger Beitrag des Freiherrn von Meusebach zwerchfellerschütternd hineinblitzt.

Ein Schauspiel von seltsamem Reiz erleben die Leser dieser Blätter. Das Werden einer neuen Wissenschaft von tiefster Bedeutung für die Auffassung und die Entwicklung der Geisteskultur Deutschlands, ja aller modernen Völker, vollzieht sich vor unsern Augen in den immer erneuten Beichten und Problemstellungen dieser drei rastlosen Pioniere, die uns ihr unendlich mühseliges, Schritt für Schritt und Stufe für Stufe vorwärtsdringendes Emporsteigen verfolgen lassen. Wir sehen die unaufhörliche Mehrung und Festigung ihres Einzelwissens, ihrer empirischen Untersuchungen und Ermittlungen geschichtlicher Tatsachen, Vorgänge, Zusammenhänge. Wir bemerken, wie ihre Einsicht auf sprachlichem, stilistischem, metrischem Gebiet in der treuen Kleinarbeit des Beobachtens und Sammelns wächst. Wir gewahren, wie ihre Kenntnis und Ausnutzung der handschriftlichen Quellen des deutschen Mittelalters immer weiter greift, wie ihre biographischen und literarhistorischen Wertungen immer umfassender sich gründen und wie sie das geheimnisvolle Reich, in das sich ihre wissenschaftlichen Anfänge mit enthusiastischer Gier und Hast gestürzt hatten, Mythos, Sage, Märchen, Heldenepos, Rechtsaltertümer und Sittenkunde der germanischen Vorzeit, immer ruhiger, freier, unbefangener, mit immer strengerer Wahl durchwandern, erforschen und beurteilen. Wir werden mit stillem Entzücken Zeugen des Segens, den diese ge-

wissenschaftliche Hingabe an die sachliche Geschichtsbetrachtung im Grundsätzlichen, in der Methode bringt. Wir sehen sie in beispielloser Selbstentäußerung gemeinsam vorbereiten und rüsten, sichern und bauen, erläutern und kritisch prüfen die großen Hauptwerke der Wissenschaft vom deutschen Leben: die 'Deutsche Grammatik', die 'Deutschen Rechtsaltertümer', den 'Reinhard Fuchs'; die 'Deutsche Heldensage', den 'Freidank'; die Ausgaben der 'Nibelungen', des 'Iwein', der Gedichte Walthers, der Werke Wolframs, die Feststellung der alt- und mittelhochdeutschen Verskunst.

Jacob Grimms Briefe, namentlich die der ersten Jahre seiner Verbindung mit Lachmann, wirken wie Vorstudien oder wie ein Kommentar zu seiner Arbeit an dem unsterblichsten Werke seines Lebens, der Deutschen Grammatik. Im Dezember 1819 richtete er den ersten Brief an den ein Jahr zuvor vom Königsberger Gymnasiallehrer zum außerordentlichen Universitätsprofessor beförderten Lachmann. Den Anlaß gaben dessen Beobachtungen über den Reimgebrauch mittelhochdeutscher Dichter: versteckt in Anmerkungen zu Karl Köpkes mittelmäßiger Ausgabe von Rudolfs von Ems 'Barlaam und Josaphat', hatten sie durch die Selbständigkeit, Fülle und Sicherheit des Wissens doch sogleich Jacob Grimms Aufmerksamkeit erregt. Damals lag der erste Band der 'Deutschen Grammatik' vor, der für die Auffassung der Sprache nicht bloß der deutschen, sondern aller Sprache, eine neue Ära eröffnet hat.

Hier war mit dem aus dem griechisch-römischen Altertum ererbten, im Mittelalter wie in Renaissance und Neuzeit nur wenig umgebildeten System der Grammatik ein für allemal gebrochen. Hier hatte Jacob Grimm aber auch grundsätzlich und durch das Beispiel seiner Darstellung sich losgesagt von dem Sprachmeistern moderner Grammatiker, die durch philosophische Spekulation die Sprache zu regeln suchten, nicht minder auch von den teutonisch sich brüstenden Puristen, die der deutschen Sprache ein neues Kleid gewaltsam zuschneiden wollten. An die Stelle dieser willkürlichen und äußerlichen Behandlungen der Sprache setzt er eine neue: er faßt die Sprache von ihrer Naturseite auf. Er findet den „Gang der Sprache langsam, aber unaufhaltbar wie den der Natur“. Er sieht in der Sprache „ein großes Gesetz der Natur, das auch Anomalien und Mängel neben erkennbaren Regeln bestehen will“. Das Sprachleben hypostasiert er zu einer mystischen Urkraft, die als „unermüdlich schaffender Sprachgeist“ ihre Macht bewährt in der Ausgleichung der Sprache. In seiner methodologischen Vorrede zur Deutschen Grammatik führt er zwar zustimmend auch ein Bild August Wilhelm Schlegels an, das die Sprachwandlungen einem ähnlichen Vorgang aus dem Bereich der Kunstfertigkeit des menschlichen Geistes an die Seite stellt und

sie einem Eisengerät vergleicht, das auch zerbrochen nicht verloren geht, sondern aus den Stücken immer neu geschmiedet werden kann. Aber Jacob Grimm rückt dabei dieses Gleichnis doch wieder in die Natursphäre, indem er darin die mütterliche Uermüdlichkeit ausgedrückt findet. Der schaffende Sprachgeist ist ihm ein nistender Vogel, der von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggetan, und Dichter und Schriftsteller vernehmen in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl sein unsichtbares Walten. Die menschlichen geistigen Bildner der Sprache erscheinen also Jacob Grimm gewissermaßen nur als Diener und Werkzeuge der mystischen Macht jenes unsichtbar gewaltigen Sprachgeistes.

Diese neue Sprachauffassung, die in der 'Deutschen Grammatik' umwälzend hervortrat, ist freilich nur die Frucht und wissenschaftliche Folgerung der Gedanken, die auf den geistigen Bahnen der großen Vorläufer der Romantik im 18. Jahrhundert, vor allen Vicos, Addisons, Bodmers, Hamanns, Herders und Goethes herangereift waren. Und zweifellos hat gerade Goethes Weltbetrachtung unmittelbar hier ein spornendes Vorbild geliefert. Suchte er doch die Natur wie die menschliche Geschichte zu fassen durch das Verfahren einer universellen Vergleichung, durch die Fahndung nach dem Typus und dem Urphänomen, die der späteren genetisch-evolutionistischen Methode vorarbeitete, und schuf er doch in seiner Selbstbiographie das erste Beispiel einer Verwandlung der Lebensbeschreibung in eine Lebensklärung und in eine Ableitung der Individualität aus geistigem Erbe und geistiger Umwelt. Hier liegt der Punkt, wo die Romantik, die so vielfach eine Schülerin Goethes war, einerseits der Richtung seines Denkens einen stützenden und fördernden Anstoß gab, andererseits aber aus Goethes großartiger Sachlichkeit, seiner gegenständlichen und realistischen Anschauung berichtigt wurde. Und hier auch gerade befindet sich die Stelle, wo Goethes Denkweise mitgeholfen hat, die Brüder Grimm und auch Lachmann aus dem Bann der romantischen Geschichtsvernebelung, der romantischen Spekulation zu befreien.

Das Buch über Goethes wirkendes und empfangendes Verhältnis zu den Brüdern Grimm ist noch zu schreiben. Aber schon ein Hinweis in der Vorrede zum ersten Bande der 'Deutschen Grammatik' zeigt eine wichtige Spur. Jacob Grimm beruft sich da in einer Anmerkung auf einen kurze Zeit zuvor (1817) erschienenen Ausspruch Goethes in seiner Erörterung 'Deutsche Sprache', die anknüpfte an einen Aufsatz Karl Ruckstuhls, eines Deutschland liebenden, Napoleon hassenden, mit Johann Andreas Schmeller, dem Schöpfer der deutschen Dialektforschung befreundeten patriotischen Schweizers. Was in dieser Erörterung Goethes Jacob Grimm gepackt hat und seiner eigenen Ansicht als Plattform dient, sind drei gegen die Sprachpuristen, gegen die kurz-

sichtigen und pedantischen Verdeutscher aller Fremdworte gerichtete Bilder Einmal die Forderung, daß „die Sprache lebendig wachsen soll“, sodann das Bekenntnis, daß „Poesie und leidenschaftliche Rede die einzigen Quellen sind, aus denen dieses Leben hervordringt“, und drittens die Überzeugung: „sollten sie in ihrer Heftigkeit etwas Bergschutt mitführen — er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her“.

Diese drei Bilder enthalten im Grunde nur, was Goethe von Bodmer, Klopstock, Hamann und Herder über das Wesen der Sprache und ihrer Entwicklung gelernt hatte. Sie decken sich mit der Sprachauffassung des Verfassers der 'Deutschen Grammatik'. Und das letzte dieser drei Bilder, das geologische wird ihm zum Schlüssel für gewisse weitverbreitete sprachliche Vorgänge, die er danach 'Versteinerungen' nennt, die wir heute mit einem treffenderen Ausdruck Hermann Pauls als 'Isolierung' bezeichnen, d. h. für die Erhaltung ausgestorbener Formen in vereinzelt vom Sprachbewußtsein nicht mehr verstandenen Wortbildungen, wie z. B. der einst lebendigen Endung *o* des Plurals des Feminins im Zahlwort *zwo*.

Dieser naturgesetzliche Gesichtspunkt Jacob Grimms war das eigentlich Befreiende, Bahnbrechende seiner 'Deutschen Grammatik', aber auch seiner Auffassung der Mythologie, der Rechtsaltertümer und Sittenkunde. Wir schauen in Jacob Grimms abhandlungsartigen Briefen an Lachmann und dessen nicht minder eingehenden und eine unübersehbare Fülle von Einzeltatsachen mitteilenden Erwiderungen und Eigenberichten mit Staunen, Ehrfurcht und Rührung den schweren Werdekampf der germanischen Philologie, den ihre beiden Pfadfinder führen mußten, um aus den Irrwegen der ratenden, tastenden, träumenden Sprachbehandlung, einer hochmütig spekulativen Sprachgnostik herauszukommen zur Beobachtung, Untersuchung, Erkenntnis der wirklichen sprachlichen Erscheinungen und Wandlungen. Wir verfolgen den methodischen Fortschritt in Jacob Grimms wissenschaftlicher Entwicklung, der ihn von der ersten Auflage des ersten Grammatikbandes zu dessen Neubearbeitung in der 1822 veröffentlichten zweiten Auflage und damit erst zur vollen Answirkung seiner großen Befreiertat leitet. Eine neue Terminologie sehen wir in diesen Briefen vor unsern Augen entstehen und sich unter Zweifeln und Bedenken durchsetzen. Sie enthüllt, wie die Grammatik jetzt Sprachgeschichte wird und wie an Stelle rationalistischer Betrachtung nunmehr eine andere das Szepter führt, die im sprachlichen Leben auch ein Walten der Natur gewahrt. Den Terminus 'Buchstabenlehre' bewahrt Jacob Grimm freilich für die Überschriften in der ersten und selbst noch der zweiten Ausgabe des ersten Grammatikbandes nach einem meines Wissens kaum beachteten, aber in seiner Wirkung nicht hoch genug zu veranschlagenden

Grundgesetz aller geistigen Fortbewegung. Ich nenne es dem verwandten physikalischen Gesetz entsprechend das geistige Trägheitsgesetz oder das Geschichtsgesetz der kleinen Schritte. Man nimmt es besonders deutlich in der Wissenschaftsgeschichte wahr, und schon mancher Gelehrte wird es selbst an seinen eigenen Arbeiten, sobald sie veröffentlicht waren und Nachfolge oder Widerspruch weckten, mit Überraschung und Verdruß öfter festgestellt haben. Die Untersuchung und Darstellung Grimms ist dagegen über den in den Überschriften noch fortgeschleppten alten papiernen Schulbegriff der uralten grammatischen Tradition hinausgeschritten zu demjenigen Verfahren, das einzig der neue Ausdruck 'Lautlehre' deckt. Ihn bringt dann die dritte Ausgabe (1840) auch als Überschrift (S. 30. 31). Und nicht ohne leise Verwunderung, ja mit heimlichem Lächeln lesen wir in diesen Briefen, daß die uns heute längst geläufigen Bezeichnungen 'Anlaut', 'Auslaut', 'Umlaut', 'Lautverschiebung', 'starke und schwache Flexion', ferner der auf Kant und Wilhelm von Humboldt zurückgehende Ausdruck 'organisch' und 'unorganisch', bald auch der damit gleichbedeutende folgenreiche Ausdruck 'Lautgesetz' damals erst neu gefunden und mit Zagen gewagt worden sind.

Dem in pünktlicher Sorgsamkeit, Umsicht und hingebendem Fleiß unübertrefflichen Gärtner des deutschen Sprachangers reifte als Lohn seiner mühevollen Arbeit eine glänzende Frucht: die grundlegende Entdeckung des Sprachgesetzes der germanischen und der hochdeutschen Lautverschiebung, des Gesetzes, das mit Recht in der ausländischen Sprachwissenschaft einfach 'Grimms Gesetz' heißt,

Lachmann ist, wie sich jetzt in seinen Briefen an Jacob Grimm auf Schritt und Tritt zeigt, von Anfang an und fortdauernd ein eifrigster Leser, genauer Kenner und rückhaltloser Bewunderer der 'Deutschen Grammatik' gewesen, deren einzelne Druckbogen er mit Begierde erwartete und für Vorlesung und Forschung sofort ausnutzte. Er hat insbesondere die ungeheure grundsätzliche Tragweite des Lautverschiebungsgesetzes von vornherein erkannt, sie darum auch mit Recht gegenüber Graffs quengelnder Kritik im 'Althochdeutschen Sprachschatz' als unerschütterliches Fundament der germanischen Sprachgeschichte betrachtet. Er selbst bemüht sich in seinen Briefen, mit dem Freunde wetteifernd, um eine übersichtliche Klassifizierung der starken Verbalflexion und steuert auch sonst aus seiner eigenen reichhaltigen Vorratskammer metrische, stilistische, lexikalische Beobachtungen in Massen bei, um die riesige Ernte der 'Deutschen Grammatik' zu ergänzen.

Aus unserm Briefwechsel ergibt sich dabei die gewiß viele Germanisten noch überraschende Tatsache, daß Lachmann ein näheres Verhältnis zur lebendigen Sprache, zu den deutschen Mundarten hatte und ein tieferes

Verständnis für rein phonetische Fragen besaß, als in seinen gedruckten Schriften seine allzu wortkargen zahlreichen Bemerkungen zur metrischen und sprachlichen Textkritik verraten. Die scharfe und auf weite Strecken verwerfende Kritik, der Lachmanns alt- und mittelhochdeutsche Metrik später angesetzt gewesen ist, hat vielfach mit dem Vorwurf gearbeitet, daß seine Aufstellungen in einem Kult des Buchstaben befangen gewesen seien und sich nicht um den gesprochenen Laut, nicht um das musikalische Element der Verse, Rhythmus und Takt, gekümmert hätten. Unsere Briefe widerlegen diesen Tadel. Gleich der erste erhaltene Brief an Jacob Grimm belehrt, daß Lachmann wohl am sichersten und frühesten mit scharfem Blick auf die Unterschiede der Betonung und ihren Zusammenhang mit der Quantität und Färbung der Laute geachtet und dabei eigene Beobachtungen an lebenden deutschen Mundarten verwertet hat. Ein andermal (8. März 1829) macht er die richtige phonetische Bemerkung, daß die neuhochdeutsche Aussprache nach kurzem Vokal den Konsonanten scheinbar doppelt, nämlich lang ausspricht, wenn er auch die eigentliche Ursache (den scharf geschnittenen Akzent) noch nicht erkennt und, durch Jacob Grimms Anfrage nach der Schulaussprache griechischer Verse geleitet, kein glückliches Beispiel wählt. Bei derselben Gelegenheit hebt er richtig hervor, daß die Berliner Aussprache den e-Laut in *geben* und *wären* nicht unterscheidet, sondern in beiden Fällen als *ê* wiedergibt. An einer andern Stelle übernimmt er scherzend ostpreußische Redeweise und erkundigt sich nach dem Kinde Wilhelm Grimms mit der Frage „was das Kleinerchen (um gut Königsbergisch zu reden) macht“ (24. November 1829).

Wäre der Briefwechsel unmittelbar nach dem Tode Jacob Grimms an die Öffentlichkeit gebracht, ja wäre er auch nur in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herausgegeben worden, so hätten solche und ähnliche, aber auch manche andere Bemerkungen über die phonetischen Grundlagen metrischer und sprachlicher Erscheinungen und der von Lachmann aufgestellten metrischen Regeln wohl unmittelbar in die wissenschaftliche Erörterung dieser schwierigen Probleme klärend eingegriffen, mindestens aber das gegen ihn oft vorgebrachte, vielleicht auch heute nicht verschwundene Fehlurteil verhütet, als habe ihm für die lebende Sprache und die Mundarten jedes Interesse und Gehör gemangelt und als seien daher seine Textherstellungen und seine metrische Theorie nur aus einer papiernen Regelsucht ohne Rücksicht auf die den mittelalterlichen Schreibungen zugrunde liegenden Klänge entsprungen. Solch unmittelbare Wirkung der metrischen und phonetischen Bemerkungen der Briefe ist jetzt nicht mehr möglich und ebensowenig bei den zahllosen Einzelnachweisen lautlicher, morphologischer, lexikalischer, exegetischer Erkenntnisse und Tatsachen, die in den Briefen der Brüder Grimm wie in denen

Lachmanns mit einem immer neue Bewunderung erzwingenden Fleiß und Wissen aufgehäuft sind. Und das Gleiche gilt für die weitreichenden allgemeinen Untersuchungen über die Heldensage und die Tiersage, die überall durch genaueste Einzelbeobachtungen und Belege auf Grund einer auch heute noch imponierenden, für die Entstehungszeit dieser Briefe aber geradezu unglaublich großen Quellenkenntnis gestützt sind. Unmittelbar bestimmend werden für die heutige Forschung können alle diese Gedankengänge nicht mehr. Aber im Einzelnen werden sie immerhin noch übersehene Winkel beleuchten und auch bekannte Gebiete in hellerem Lichte zeigen, gelegentlich wohl auch durch ihre Beweisführungen und Folgerungen die moderne Theorie noch fördern können.

Jacob Grimms naturgesetzlicher Gesichtspunkt hat der Entwicklung der germanischen Sprachwissenschaft, überhaupt aller Sprachwissenschaft in der Folgezeit lange die Wege vorgeschrieben. Er selbst war freilich weit entfernt davon, aus seiner umstürzenden und wegbereitenden Erkenntnis, daß es in der Sprachgeschichte Lautgesetze gibt, insbesondere aus seiner Entdeckung des Lautverschiebungsgesetzes wie des Gesetzes des 'Ablauts', des 'Umlauts' und der 'Brechung' streng die Konsequenzen zu ziehen und daraus eine feste Methodenlehre der Sprachforschung abzuleiten. Gerade in den vorliegenden Briefen an Lachmann bekunden manche Äußerungen auf eine uns heute überraschende Weise, daß er höchst vorsichtig, zurückhaltend und allzu bescheiden die Tragweite der von ihm gefundenen Lautgesetze einschätzte. Auf ihrem Fundament nun auch eine neue Prinzipienlehre zu errichten, davon hielt ihn zurück seine Abneigung gegen logische Konstruktion und Definition, gegen Systematik und Spekulation. Aus dieser Abneigung stammt seine wissenschaftliche Größe: die märchenhafte Energie und die treue liebevolle Hingabe in der Sammlung, Durchdringung und Belebung des ungeheuren Stoffs, die Scharfäugigkeit und Findekraft seiner Beobachtung. Aber als Folge dieser Abneigung haften an seiner gesamten Forschung auch unleugbare Mängel und Schwächen: eine gewisse Unbestimmtheit, wo es gilt, nach einem vorausbestimmten Plan zu forschen und darzustellen, wo für grundsätzliche Anschauungen eine sichere und klare Fassung gefunden werden soll, wo es darauf ankommt, zwischen mehreren möglichen Lösungen eines Problems zu wählen. Ja, man kann sagen, gegenüber gewissen wichtigsten Fragen der geschichtlichen Entwicklung widerstrebt es Jacob Grimm, scharfe Formulierungen zu suchen: er liebt es da, sie in der Schwebe zu lassen und eine Entscheidung mit strenger Begründung zu vermeiden. Dahin gehört z. B. seine Behandlung des Problems einer mittelalterlichen deutschen Schriftsprache, des Verhältnisses der mitteldeutschen Mundarten zu den oberdeutschen, seine und auch Wil-

helm Grimms Auffassung des mythischen und historischen Elements der Heldensage, seine und seines Bruders Stellung zur sagen- und textgeschichtlichen Kritik unserer mittelhochdeutschen sogenannten Volksepen.

Die Brüder Grimm, obgleich sie, wie die vorliegenden Briefe genugsam erweisen, im Einzelnen zweifellos kritischen Scharfblick bewähren, auch mancherlei theoretische Ausführungen über allgemeine Grundprobleme der Sprachwissenschaft, Mythologie und Altertumskunde mit innerer Wärme vorbringen, behalten doch Zeit ihres Lebens einen Rest romantischer Sinnesart: von ihr beherrscht, ziehen sie dem Reich des Unbewußten, des geheimnisvollen und rätselhaften Wachsens im Leben der Poesie wie im Leben der geistigen Kultur überhaupt möglichst weite Grenzen und suchen es vor der zudringlichen Neugier der kritischen Forschung, die bestimmte Fragen stellt und präzise, eindeutige Antworten heischt, nach Möglichkeit zu schützen. Dadurch unterscheiden sie sich vollkommen von Lachmann: er geht allen wissenschaftlichen Fragen, soweit er sie ernsthaft ins Auge faßt, mit Entschlossenheit planmäßig und zielbewußt zu Leibe und ruht nicht, bis er für sie durch methodische Bemühung auf der letzten und höchsten Stufe der ihm erreichbaren Erkenntnis eine klare, eindeutige Entscheidung geben kann. Für den Standpunkt der Brüder Grimm dem sogenannten Volksepos gegenüber bleibt im Grunde die Betrachtungsweise maßgebend, die das wunderschöne Gleichnis Wilhelm Grimms in einem seiner frühesten Briefe an Lachmann auf die Wandlungen der Sage angewendet hat (31. Mai 1820 S. 737): „aber das meine ich: es sind Erweiterungen der schuldlosen, ungelehrten und gläubigen Phantasie oder bildenden Kraft, nicht aber des nachsinnenden Verstandes. Es wird kein Wasser zur Quelle zugetragen, aber aus den Wolken und dem Thau fällt es zu dem aus der Tiefe hervordringenden und mischt sich damit.“ Ein physikalisches Gleichnis nur, aber doch mehr als Gleichnis: das Naturleben war es, das die Brüder Grimm in der Sprache wie in der Sage mit andächtigen Blicken suchten und fanden.

Dies ist nun aber wohl das Wunderbarste an dem jahrelangen Austausch wissenschaftlicher Briefabhandlungen, den diese drei Männer miteinander führten: der immer hervortretende tiefe Gegensatz in wichtigen Grundanschauungen zwischen dem Brüderpaar und Lachmann, zuweilen auch (wie z. B. bei der Freidank-Walther-Hypothese) zwischen den beiden Brüdern, und daneben nichtsdestoweniger die ohne Unterbrechung, ohne jede Empfindlichkeit oder Enttäuschung fortgesetzte Darlegung und Begründung des eigenen Standpunktes, die unermüdliche Prüfung und freundschaftliche Bekämpfung der entgegenstehenden Ansicht und Beweisführung des Partners.

In den wissenschaftlichen Erörterungen zwischen Jacob Grimm und Lachmann war dieses freimütige Ausfragen und Bescheidgeben, dieses frohe Zustimmung oder Einschränken und Berichtigten oder Widersprechen noch verhältnismäßig leicht: Lachmann blickte zu dem universalen Sprachwissen und Sprachgenie Jacob Grimms, das alle germanischen Dialekte und Zeitalter fast mit gleicher Sicherheit umfaßte, in Ehrfurcht und Liebe empor und fühlte sich selbst Herrscher über ein anderes Reich, über das Reich der Textkritik und Editions-kunst, der Beobachtung des individuellen Stils und Sprachgebrauchs der mittelhochdeutschen Dichter. Für dieses Reich erkannte ihm Jacob Grimm seinerseits den Vorrang und volle Souveränität neidlos zu. Aber schwieriger war die briefliche Auseinandersetzung zwischen Lachmann und Wilhelm Grimm über Wesen und Entwicklung der germanischen Heldensage, über ihre mythischen und historischen Bestandteile, über die Entstehung der epischen Gedichte, das Verhältnis ihrer Bearbeitungen zueinander und über deren Kritik. Durch Jahre zieht sich diese Erörterungen hin. Die ihnen gewidmeten Briefe tragen den Charakter selbständiger Schriften. Der größte Teil davon war schon aus früherer Veröffentlichung bekannt, das Ganze liegt vollständig erst in der neuen Ausgabe vor. Es wirkt, man darf es ohne Übertreibung sagen, überwältigend. Wie hier der Verfasser des grundlegenden Urkundenbuchs über die deutsche Heldensage und der große kritische Zergliederer des Ursprungs und der innern Geschichte der Nibelungensage, der Entstehung des Nibelungenlieds, seiner poetischen Bearbeitungen und seiner handschriftlichen Überlieferung bei offenbar entgegengesetzten Grundanschauungen, die aus völlig verschiedener geistiger Anlage und ebenso verschiedenem Temperament entspringen, durch immer erneute Diskussion feinsinnig und gelehrt, ruhig und gründlich, immer freundschaftlich und auch im Widerspruch bei bester Laune, mit einander wetteifern in dem Ringen nach Erkenntnis der geschichtlichen Wahrheit und nach reiner Würdigung des ursprünglichen, nur in Trümmern und schwächeren Nachdichtungen geretteten und wieder aufgefrischten poetischen Goldschatzes germanischer Sage und Weltanschauung, wie sie sich mit vereinten Kräften, einer vom andern willig lernend<sup>1)</sup> und doch jeder den eigenen Standpunkt wahrend, mühen, den frühen und höchsten künstlerischen Ausdruck unseres nationalen Kerns bloßzulegen, das läßt sich mit Worten nicht beschreiben und preisen: man muß es lesend mit inniger Andacht und Freude genießen und in sich nachklingen lassen.

1) Z. B. gibt Lachmann seine (nach der heutigen wissenschaftlichen Auffassung richtige) Annahme alter mündlicher Prosa-Erzählungen als Grundlage der epischen Sage auf zugunsten der Meinung Wilhelm Grimms, daß prosaische Form epischer Überlieferung erst der „gesunkenen“ Spätzeit (14. oder 15. Jahrhundert) angehöre (1820 S. 746. 753. 759. 765).

### III.

Jacob Grimm und Lachmann waren menschlich und wissenschaftlich polare Persönlichkeiten. Wilhelm Grimm, obgleich dem Bruder innerlich eng verbunden, konnte eine Mittlerstellung zwischen beiden einnehmen: es war ihm mit jenem der tiefe Zug zur Naturseite der Sprache und der in Sprachdenkmälern niedergelegten nationalen Kultur, mit diesem die Vertiefung in einzelne literarische Gebilde gemein. In der späteren Entwicklung der germanischen Philologie haben die beiden grundsätzlich sich entgegenstehenden Richtungen der Forschung, die in dem vorliegenden Briefwechsel sich so schön als ein wirklicher Freundschaftsbund darstellen, mit einander um die Herrschaft gestritten. In der Sprachwissenschaft, den Begriff nach seinem weitesten Sinne verstanden, also in Grammatik, Metrik, kritischer Prüfung der Sprachformen unserer altdeutschen Literaturdenkmäler wirkte der Anstoß Jacob Grimms, dagegen im Bereich der Editions-kunst und Stilanalyse mehr das Beispiel Lachmanns. Dabei wurde etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts begonnen, den naturgesetzlichen Gesichtspunkt Jacob Grimms strenger durchzuführen und zum Richtungsweiser zu nehmen für den Aufbau der sprachwissenschaftlichen Methode.

Bald nach Lachmanns Tod, seit den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts griff August Schleicher (1821—1868) aus Meiningen mit selbständigen Forschungen bestimmend in die Sprachwissenschaft ein, gab insbesondere auch der deutschen Sprachgeschichte durch seine über Jacob Grimm hinausführende Untersuchung des Verhältnisses der althochdeutschen zur gotischen Sprache (1855), ferner durch sein vielbenutztes Buch 'Die deutsche Sprache' (1860) sowie durch Aufsätze über die nordfränkische Mundart und zur Volkskunde von Sonneberg einen neuen Anstoß. Er vor allen andern suchte Ernst zu machen mit der Folgerung, die der seit Goethe erkannte, von Jacob Grimm gern betonte Parallelismus zwischen den Erscheinungsformen physischer und geistiger Gebilde nahelegte. Er unternahm es, jene Erwartung zu erfüllen, die einst Jacob Grimm in der Vorrede seiner 'Deutschen Grammatik', offenbar durch Friedrich Schlegels zündende Prägung des Begriffs der 'vergleichenden Grammatik' und ihre Gleichsetzung mit der 'vergleichenden Anatomie' angeregt, ausgesprochen hatte, es würden durch Begründung und „allgemeinere Vergleichen der Verhältnisse der einzelnen Sprachen einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können, neben denen an

Sicherheit, Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeschichte stehen“. Schleicher wollte die Sprachwissenschaft einreihen in den Kreis der Naturwissenschaften, wie das etwa gleichzeitig auch die geistvollen 'Lectures on the science of language' von Max Müller (1861) versuchten, und richtete in diesem Sinne (1863) ein offenes Sendschreiben an Ernst Häckel: 'Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft', worin die Entwicklungs- und Abstammungslehre ziemlich oberflächlich berücksichtigt ist.

Die Analogie zwischen der Erdgeschichte und der Sprachgeschichte, die Jacob Grimm in jenem erwähnten Gleichnis gelegentlich benutzt hatte für seinen fruchtbaren neuen Terminus sprachlicher Versteinerungen, wurde später von dem amerikanischen Sanskritisten und Sprachforscher Whitney und von Wilhelm Scherer (zuerst 1868) unter Berufung auf die Errungenschaft des englischen Geologen Charles Lyell, der die Beständigkeit und Gleichartigkeit vorgeschichtlicher und geschichtlicher Erdveränderungen erwiesen hatte, zum Eckstein eines Neubaus der sprachwissenschaftlichen Methode. Darin war ein Teil des bisher erhaltenen Restes romantischer Sprachauffassung weggeräumt: die von Bopp und Jacob Grimm, besonders von Schleicher durchgeführte Bevorrechtung der primitiven Sprachperiode als einer Zeit sinnlicher schöpferischer Sprachkraft, einer Zeit des Naturlebens der Sprache gegenüber den jüngeren Epochen als Zeiten der sprachlichen 'Entartung', des sprachlichen Absterbens und 'Verfalls', als Zeiten des 'geschichtlichen' Sprachlebens.

Seltsam widerspruchsvoll hat allerdings noch der um die Methodenlehre der modernen Sprachwissenschaft hoch verdiente Heymann Steinthal dieses Problem beurteilt. Sein Vortrag 'Philologie, Geschichte und Psychologie' (Berlin, F. Dümmler, 1864) bezweifelte (S. 19 f.) in einer Polemik gegen Schleichers Versuch, die Sprachwissenschaft als Naturwissenschaft hinzustellen, die grundsätzliche Scheidung zwischen der 'vorgeschichtlichen' Periode des Sprachaufbaus und der 'geschichtlichen' Periode des 'Sprachverfalls'. Dennoch mißbilligte er in seiner Kritik von Scherers Buch 'Zur Gesch. d. dtsh. Sprache' (Zeitschrift f. Völkerpsychologie 1868 V 474 f. = Gesammelte Kleinere Schriften I, Berlin, F. Dümmler, 1880, S. 323 f.) dessen Verwerfung jenes von Schleicher behaupteten Unterschieds zwischen Entwicklung und Verfall oder vorhistorischen und historischen Sprachveränderungen. Er selbst aber hat seinerseits den Standpunkt vertreten, daß im sprachlichen Leben zu allen Zeiten dieselben psychologischen Vorgänge gewaltet haben.

Fortan galt jedenfalls der Grundsatz der Sprachforschung: im Leben der Sprache alter wie neuer Zeit wirken dieselben Gesetze. Der ro-

mantische Nimbus des Altertums war einer alle Sprachperioden mit gleichem Maße messenden historischen Wertung gewichen.

Karl Müllenhoff hat die Forschungsmethode der Grimms überholt, indem er für die germanische Mythologie als Hilfsmittel der Erhellung die Heldensage umfassender, planmäßiger heranzog und, auf dem Wege Lachmanns fortschreitend, kritisch durchleuchtete. Sein Schüler, Wilhelm Scherer, hat — teilweise auf Erkenntnissen Müllenhoffs fußend — die Sprachauffassung Jacob Grimms fünf Jahre nach dessen Tod in seinem epochemachenden Jugendbuch 'Zur Geschichte der deutschen Sprache' berichtigt und umgebildet. Schon bei Lebzeiten Jacob Grimms waren allerdings vereinzelt Versuche dazu gemacht worden durch eine mehr lautphysiologische Erklärung der Sprachwandlungen: von Adolf Holtzmann (1841/43 Über den Umlaut und 1844 Über den Ablaut), von dem früh verstorbenen hochbegabten Theodor Jacobi (Beiträge zur deutschen Grammatik 1843, Bildung der Nomina in den germanischen Sprachen 1847), von B. Rumpelt (Deutsche Grammatik 1860). Aber nur Jacobi, der in seinen Schriften gleich dem etwas jüngeren Heinrich Rückert geschichtswissenschaftliche und germanistische Forschung vereinte und dadurch ein allzuselten befolgtes Vorbild gab, hat der deutschen Sprachwissenschaft grundsätzlich eine neue Aufgabe gestellt. Er strebte, „das märchenhafte Es war einmal“ (der Grimmschen Methode) einzuschränken, „in die historische Grammatik die Physiologie und die Philosophie einzuführen und was äußerlich geschieht, aus dem geistigen Prozesse, der es hervorruft, oder der Beschaffenheit der menschlichen Organe zu erklären“. Seine eigenen sprachgeschichtlichen Arbeiten waren eine höchst achtungswerte Probe dieser neuen Fragestellung. Wilhelm Scherer schritt auf dieser Bahn mit überlegenem Können weiter zu noch höheren Aufgaben.

Er wagte, über die Grenzen, die Jacob Grimms Sprachbetrachtung gezogen waren, vorzudringen zu einer kausalgenetischen Ergründung der germanischen Sprachvorgänge und zu einer umfassenden Würdigung ihrer Eigenart als Wirkung des nationalen Charakters, von dem er mit siegesgewisser Energie ein hinreißendes Gesamtbild entwarf. Scherer wollte hier ein hohes kulturphilosophisches Ziel erreichen, nach dem Jacob Grimms unphilosophische Natur niemals verlangt hatte: er wollte dem Ursprung des germanischen Geistes die Schleier abreißen. Er wollte mit vollster Ausnutzung der Methode und der Ergebnisse der modernen vergleichenden und historischen Sprachforschung aus dem Gesamtgebiet der indogermanischen Sprachen (über Whitney s. oben S. XXVIII) und aller neuesten eigenen Errungenschaften aus Lautphysiologie wie aus soziologischer Geschichtsbetrachtung das wissenschaftliche Programm Wilhelm von Humboldts erfüllen, der schon 1795

gefordert hatte, die Sprache sowohl als „ein organisches Ganzes“ wie im „Zusammenhang mit der Individualität derer, die sie sprechen“, zu erfassen und „die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigentümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, um die Art aufzufinden, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern“ (an Schiller 14. September und 20. November 1795). Scherer wollte Humboldts Meinung, die Lautform hänge als ein auf die innere Geisteskraft sich beziehender Teil des menschlichen Organismus genau mit der Gesamtanlage der Nation zusammen, durch exakte sprachgeschichtliche Untersuchung im Großen und im Einzelnen erhärten. Aber er wollte dabei zugleich Humboldts vorsichtige Einschränkung, die Art und die Gründe dieser Verbindung seien in kaum irgendeine Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt, durch die Tat widerlegen. Er wollte dieses Dunkel mit der Leuchte seiner physiologisch und psychologisch gerüsteten historischen Sprachanalyse erhellen. Er hoffte, mit Humboldts Begriff der „inneren Form“ den von Winkelmann in den Vordergrund der Geschichtsbetrachtung geschobenen Stil-Begriff auf die Sprache anwenden, so die Eigentümlichkeit des Gebrauchs der germanischen Sprachformen erfassen und zu einer Gesamtansicht des germanischen Nationalstils der Poesie und der germanischen Syntax emporsteigen zu können (Z. Gesch. d. deutschen Sprache 1868, S. 171 f., 2. Aufl. S. 212 f.).

Der vorzeitige große Anlauf geschichtsphilosophischer Spracherforschung mißlang, wenn auch die Faustische Kühnheit, die geniale Intuition und der gelehrte Scharfsinn dieses Versuchs für alle Zeit bewundernswert bleiben. Aber aus Scherers sprachgeschichtlicher Methode erwuchs eine neue wissenschaftliche Richtung, die man sich gewöhnt hat die junggrammatische zu nennen, um unter diesem Namen Forscher verwandter, aber keineswegs durchaus gleicher Auffassung zusammenzufassen. Jetzt erst war Jacob Grimms Saat voll aufgegangen, nachdem die letzten Nebelwolken romantischer Sprachanschauung verfliegen schienen und endgültig eine entschlossene, auf klar gefaßte Grundsätze sich stützende Methode das natürliche Werden der Sprache im Sinne einer historischen Erklärung ihres lautgesetzlichen Lebens zu begreifen suchte.

#### IV.

Das 'Glaubensbekenntnis' Karl Brugmanns und Hermann Ost-hoffs im Vorwort ihrer „Morphologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen“ (1. Teil, Leipzig, S. Hirzel, 1878), worin 'die junggrammatische Richtung' gerechtfertigt werden sollte, berief sich auf die von Scherers eben genanntem Buch ausgegangenen Impulse und sprach manche beherzigenswerte Gedanken aus, die damals allerdings auch außerhalb des Leipziger Freundeskreises von nicht wenigen Sprachforschern geteilt wurden. Als besonderes Verdienst Scherers wird hier gerühmt, daß er vorbildlich weitgehend zur Erklärung sprachlicher Wandlungen die Formübertragung heranzog, d. h. den Ausgleich lautgesetzlicher Formverschiedenheiten durch Analogiewirkung. Zwei Jahre vorher (1876) hatte Brugmann in einer umfänglichen Anmerkung seines epochemachenden Aufsatzes 'Nasalis sonans in der indogermanischen Grundsprache' (Curtius' Studien zur griech. und latein. Grammatik IX 317f., Anm. 33) ausschließlich Leskiens Buch über die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen, das seinerseits natürlich abhängig war von Scherers großem Beispiel, als Quelle des über Georg Curtius hinausführenden Fortschritts genannt und daran schon eine Theorie der Formassoziation geknüpft. Im Jahr 1877 hatte bereits Paul in seiner wertvollen Abhandlung über die Vokale der Flexions- und Ableitungssilben in den ältesten germanischen Dialekten (Beiträge z. Gesch. d. deutsch. Sprache und Literatur IV 321 ff.) die junggrammatische Methode eingehend charakterisiert. Aber die offizielle Formulierung des neuen wissenschaftlichen Programms findet man doch erst in dem 'Glaubensbekenntnis' von 1878, wozu etwas später die den fruchtbaren Begriff 'Isolierung' einführende wichtige methodologische Erörterung Pauls über Lautwandel und Formassoziation hinzutrat in seiner großen Abhandlung „Zur Geschichte des germanischen Vokalismus“ (1879, Beiträge VI 1—14).

Brugmanns methodologisches Programm bekannte sich im wesentlichen zu den folgenden Gedanken. An die Stelle der Sprache auf dem Papier soll die Sprache der redenden Menschen als Ziel der Sprachwissenschaft treten und nicht bloß physiologisch, sondern auch psychologisch untersucht werden: eine Forderung, in der sich der Geist des in Leipzig wirkenden großen Nachfolgers Jacob Grimms Rudolf Hildebrand spüren läßt. Nach

Scherers Vorgang wird die Geringschätzung der jüngeren Sprachentwicklungen getadelt, die dahin führt, diese „als verkommene, gesunkene, alternde Phasen unberücksichtigt“ zu lassen. Den „gemeinschädlichen“ Ausdrücken Jugendalter und Greisenalter der Sprachen — nach jener von Grimm, Bopp und namentlich Schleicher gepflegten Anschauung! — wird ganz im Sinne Scherers der Krieg erklärt. Die verhältnismäßig jüngeren Sprachgebiete, das germanische, romanische, slavische, seien vielmehr diejenigen, wo die vergleichende Sprachforschung ihre methodologischen Prinzipien am sichersten gewinnen könne. Denn sie münden aus in dialektisch reich entfaltete lebende Sprache. Gerade die jüngsten Phasen der neueren indogermanischen Sprachen, die lebenden Volksmundarten seien für die sprachwissenschaftliche Methodologie von hoher Bedeutung. Jacob Grimm hatte in seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe des ersten Grammatikbandes 1822 (S. XII) erklärt, daß er „die edlere Sprache der Dichter und Schriftsteller“ seinen Untersuchungen zugrunde lege und „die Volksmundarten nur ausnahmsweise“ berühre. Als wichtigste Grundsätze verkündet das Glaubensbekenntnis der neuen Richtung sodann: „aller Lautwandel, soweit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen“, und die Formassoziation (Formübertragung oder Analogiebildung) hat schon für die frühesten Sprachperioden als mächtiger sprachbildender Faktor von weitester Ausbreitung zu gelten. Der erste dieser beiden Grundsätze, dehnbar und vieldeutig, wurde zum Erisapfel und entfachte einen langen Streit. Am unbefangenen und klarsten hat den sachlichen Kern dieser oft hitzigen Erörterungen der Romanist Eduard Wechßler dargestellt in seinem gedankenreichen Buch 'Gibt es Lautgesetze?' (Halle a. S., Max Niemeyer, 1900).

Scherer hatte zuerst durch sein Beispiel und seine nachdrücklichen theoretischen Hinweise den Germanisten und überhaupt der gesamten mit den indogermanischen Sprachen sich befassenden Linguistik die Lautphysiologie nahegebracht. Ein gutes, lautphysiologische Beobachtung und ausgebreitete Kenntnis moderner Sprachen verbindendes Sigmaringer Schulprogramm von F. W. Wahlenberg (Über Einwirkung der Vokale auf Vokale: 1855) war ihm unbekannt geblieben und ist von ihm erst in der zweiten Auflage seines Buchs rühmend genannt. Angeregt aber hatte ihn der gedankenreiche, nicht allgemein nach Verdienst gekannte und geschätzte Rudolf von Raumer. Dessen vorzügliches, viel ausgeschriebenes, als Ganzes bisher nie erreichtes Werk über die Geschichte der germanischen Philologie (1870) sollte in den Händen aller ihrer Jünger sein und zahlreiche Nachfolger spornen zu den heute freilich auch nach Scherers Grimm-Biographie noch sehr nötigen Ergänzungen (vgl. Victor Michels in der Festschrift für

Wilhelm Streitberg, Heidelberg, Carl Winter, 1924, S. 463—511). Raumer hatte bereits 1837 in das Dunkel der Lautverschiebung tiefer hineingeleuchtet durch eine phonetische Studie über die Natur und die Schicksale der Aspiraten. Er hatte 1858 einen Aufsatz geschrieben über 'Die sprachgeschichtliche Umwandlung und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute' und 1863 den 'Unterschied der harten und weichen Laute' erörtert. Gleichzeitig (1863) beseitigte Hermann Grassmann eine bis dahin als störend empfundene Ausnahme der germanischen Lautverschiebung, indem er zeigte, daß, wenn zwei auf einander folgende Silben im Indogermanischen mit einer Aspirata (bh, dh, gh) begannen, das Indische und das Griechische vermöge eines Gesetzes lautlicher Dissimilation der ersten Silbe die Aspiration entzogen und dafür das Griechische die einfache Tenuis, das Indische die einfache Media setzten.

Scherer überholte diese ersten glücklichen Schritte, indem er dem Fachphysiologen Ernst Brücke Gefolgschaft leistete und seine 'Grundzüge der Lautphysiologie' zum Führer erkor. Fortan wurde in zunehmendem Maße die gesamte grammatische Forschung und Darstellung auf einen neuen Unterbau gestellt: die physiologische Beschreibung der Natur und der Wandlungen der Sprachlaute. Begreiflich, daß dabei die zusammenfassende Theorie eines in sprachgeschichtlicher Einzelforschung erprobten Grammatikers, die 'Phonetik' von Eduard Sievers rasch autoritative Geltung gewann, wenn auch neben und mit ihr Arbeiten von Ellis, Sweet, Storm, Kock, Kräuter, Winteler, Hoffory, Viëtor, Bremer fördernd wirkten. Am sichtbarsten aber wurde die Bedeutung dieser neuen sprachgeschichtlichen Hilfswissenschaft etwas später in der deutschen Mundartenforschung, deren Rückgrat die Phonetik werden sollte.

Vier Jahre nach Scherers epochemachendem Buch hatte der bedeutendste Schüler Schleichers Johannes Schmidt der Theorie und der Methode der vergleichenden Erforschung der indogermanischen Sprachen einen neuen Anstoß von höchster Wichtigkeit gegeben. Sein Vortrag 'Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen' (1872) stürzte die von Bopp herrührende, von Schleicher mit strenger Systematik fortgebildete genealogische Betrachtung: die Sprachübereinstimmungen und Sprachunterschiede der indogermanischen Einzelsprachen sind, dies zeigte Schmidt, nicht zu erfassen und zu sondern durch die Gabelungen eines Stammbaums der als Träger dieser Sprachen erscheinenden Einzelvölker. Die Verbreitung der charakteristischen Spracherscheinungen löst sich vielmehr auf in eine unendliche, nie ruhende Geschichte einzelner Sprachprozesse, die wie eine Welle jedesmal von einem Punkte aus in die Nachbarschaft vordringen und mit zunehmender Entfernung allmählich ihre Kraft vermindern und endlich verlieren. Die Sprachunterschiede

lassen sich also nicht zu Einheiten zusammenfassen, die von entsprechenden ethnischen Einheiten auf einmal ererbt werden. Die Geschichte der indogermanischen Sprachen und genau ebenso die Geschichte der romanischen Tochtersprachen des Lateinischen und die Geschichte ihrer Dialekte, die Geschichte der germanischen Einzelsprachen und ihrer Mundarten verwandelt sich aus einer Geschichte genealogischer Spaltungen und Verzweigungen von Sprachstämmen in eine Geschichte zahlloser örtlich und zeitlich getrennter, in ihrem Aufkommen, ihrer Ausbreitung und ihrem Erlahmen zu verfolgender Sprachneuerungen, deren Verbreitungsgebiet, theoretisch betrachtet, für jede einzelne Sprachneuerung ein anderes sein kann. Es gibt also, dies ist die letzte Konsequenz, theoretisch überhaupt keine Spracheinheiten, keine einheitlichen Mundarten mit geschlossener Eigenart. Es gibt keine Sprachgrenzen als festen, ererbten Ausdruck ethnischer Spracheinheit. Es gibt vielmehr nur geschichtlich und geographisch bedingte Sprachprozesse, ein Gewirr paralleler oder sich kreuzender, niemals identischer Linien. Durch diese Erkenntnis war der lähmende Bann gebrochen, den die mannigfachen sich widersprechenden Stammbaumsysteme über die indogermanische Sprachforschung verhängt hatten. Es war Luft und Licht geschaffen für eine wirkliche Geschichte des sprachlichen Werdens.

Jetzt erst, nach Scherers voranschreitender Tat und Lehre, nach Johannes Schmidts neuer aus der Beobachtung lebender Sprachen und Mundarten (bereits sechs Jahre vor dem junggrammatischen Glaubensbekenntnis) geschöpfter Theorie des Sprachwandels und der Sprachverwandtschaft war mit voller Entschiedenheit die vergleichende Methode, dieses wichtige Werkzeug der historischen Schule, in den Dienst des Entwicklungsgedankens gestellt, jetzt erst einer wirklich rekonstruierenden Vergleichung der urverwandten indogermanischen Sprachen, die Schleicher zuerst ernsthaft erstrebt und versucht hatte, freie Bahn geschaffen und zugleich von hier aus das gleiche Verfahren der Rekonstruktion für die den germanischen Einzelsprachen zugrunde liegende urgermanische Sprache wie für ihre beiden zuerst von Müllenhoff sicher unterschiedenen Zweige, das Ostgermanische und das Westgermanische (vgl. darüber Scherers Kleine Schriften I, Vorwort S. XII f.) ermöglicht.

Den Charakter dieser neuen Epoche der indogermanistischen und der germanistischen Sprachwissenschaft bestimmt vor allem die entschlossene Wendung zum vorgeschichtlichen Zustand der Sprache und die starke Bevorzugung der Lautgeschichte. Die gefeierten Bannerträger auf den neuen Wegen waren der mehr noch als durch seine Schriften persönlich in Vorlesungen und Gespräch methodologisch anregende Slavist August Leskien,

ein Schüler Schleichers, im Bereich der indogermanischen Linguistik Karl Brugmann, Hermann Osthoff, Ferdinand De Saussure. Die Umgestaltung der germanischen Grammatik, aus der helleres Licht fiel gerade auch auf die geschichtlich überlieferte, in schriftlichen Quellen und in den modernen Mundarten lebende Sprache, knüpft sich hauptsächlich an drei Führer: Eduard Sievers, Hermann Paul, Wilhelm Braune, die freilich im Laufe ihrer wissenschaftlichen Entwicklung beträchtliche Wandlungen durchgemacht und sich von den Theorien ihrer Anfänge teilweise entfernt haben. Diesem Leipziger Germanisten-Dreibund standen wissenschaftlich nahe, wenn auch nur in loserer Verbindung mit ihm Otto Behaghel, ein Schüler Karl Bartsch', und Friedrich Kluge, der von Ten Brink und Scherer ausgegangen ist.

Jetzt erst ward mit dem romantischen Vorurteil Bopps, Grimms und Schleichers, das dem Indischen ein unbedingtes Privileg der höchsten Altertümlichkeit zusprach und die a-Monotonie des indischen Vokalismus für ursprünglich ansah, vollkommen gebrochen. Aber dieser Bruch war langsam durch eine Schritt vor Schritt von der alten Ansicht abrückende wissenschaftliche Bewegung vorbereitet. Zuerst hatten nach gleichgerichteten Darlegungen in einem Aufsatz des Dänen Edwin Jessen (*Tidskrift for Philologi og Paedagogik* 1860 I, 217f.) zwei Forscher der älteren Generation Georg Curtius (1864) und Karl Müllenhoff die von Jacob Grimm mehrfach, am bezauberndsten in seiner 'Geschichte der deutschen Sprache' (1848) dargestellte 'Trilogie' der drei aus dem Indogermanischen im Gotischen bewahrten 'Urkürzen' a i u zerstört: jener durch den Nachweis, daß ein Teil der gotischen i vielmehr die jüngere Färbung eines ihm vorausliegenden europäischen (griechisch-lateinischen, althochdeutschen) kurzen e sei (z. B. in got. *ga-wigan* 'bewegen', *wigs* 'Weg' gegenüber ahd. *wëgan*, *wëg* lat. *vehi*; got. *itan* 'essen' gegenüber ahd. *ëzzan*, griech. *ἔδειν*, lat. *edere*), dieser durch die Annahme, daß nicht nur gotisch i, sondern auch u, wo sie einem e und o der andern germanischen und europäischen Sprachen gegenüberstehen, eine sekundäre Lautentwicklung darstellen und zwar in diesen Fällen e als eine gemeineuropäische Erhöhung des alten indogermanischen a, dagegen o nur als eine gemein-germanische Verdumpfung desselben gelten müsse (z. B. got. *fula* 'Fohlen' gegenüber ahd. *folo*, griech. *πῶλος*; got. *numans* 'genommen' gegenüber ahd. *ginoman*). Müllenhoffs Lehre hat Scherer als 'Müllenhoffs Regel' verwertet<sup>1)</sup>

1) Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache, 1868, S. 7. 186; 2. Aufl. S. 49f. 231. 235ff. 249; Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien, 1873, S. 288f. = Kleine Schriften I 322ff.

und einige Jahre später Adalbert Bezzenberger<sup>1)</sup> eingehend begründet.

Weiter aber gingen Lazarus Geiger (1868)<sup>2)</sup>, Arthur Amelung (1871—73)<sup>3)</sup>, Gustav Humperdinck (1869—1874)<sup>4)</sup>, Wilhelm Bege-  
mann (1873—74)<sup>5)</sup>. Sie verwarfen die bis dahin allgemein, selbst noch von Scherer anerkannte, auf Grimm, Bopp, Schleicher zurückgehende Vokalismus-Theorie, nach der im Ablaut der Konjugation wie der Wortbildung die einfachen Laute der Stammsilben als Grundvokale, die Diphthonge als ihre Steigerungen galten. Sie betrachteten umgekehrt die Diphthonge hier als Grundvokale und erkannten, daß sie als Zwielaute aus vokalischem Hauptlaut und halbvokalischem Nachlaut (ai, ei, oi; au, eu, ou = aj, ej, oj; aw, ew, ow) auf einer Stufe stehen mit den aus Vokal + Konsonant zusammengesetzten Stammsilbenlauten (al el ol, am em om, ar er or usw.), daß also die sogenannte i-Klasse und u-Klasse der germanischen starken Verba (got. *steigan stais stigum stigans*; -*biudan -bauþ -budum -budans*) die Stammsilbenlaute in derselben Ordnung wechseln wie die übrigen Verbalklassen und daß ihnen als ursprünglicher Grundvokal ebenso wie den Verben der Typen ahd. *nēman nam*, *hēlfan half*, *bindan bant*, *gēban gab* ein im Griechischen rein bewahrter e-Laut zukomme, dem als Ablaut im Singular Präteriti ein auf älteres (im Griechischen erhaltenes) o zurückgehendes a zur Seite stehe: *ἑρ-κομαι* 'ich sehe', *ἑδωρα* 'ich habe gesehen', *δρακῆν* Infinitiv des Aorists; *τρέπω* 'ich

1) Über die a-Reihe der gotischen Sprache und im Nachwort zur dritten Auflage von Ficks Wörterbuch Bd. III: 1874.

2) Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, Stuttgart, Cotta, 1868, S. 164 ff. 429 ff. 483.

3) Die Bildung der Tempusstämme durch Vokalsteigerung im Deutschen, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1871; Der Ursprung der deutschen A-Vokale, Zeitschr. f. d. Altert. 18 (1875), S. 161—220; Erwiderung (auf Leo Meyers Kritik), Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung 22 (1876), S. 361 ff.; Die Perfecta der schwachen Konjugation, Zeitschr. f. d. Altert. 21 (1877), S. 229—253.

4) Die Sprachlaute physiologisch und sprachwissenschaftlich betrachtet, Programm d. Progymnasiums Siegburg 1868—69 (erschienen 1869), § 8 Anm. 9. § 10. 13. 19. 27—34; Die Vokale und die phonetischen Erscheinungen ihres Wandels in Sprachen und Mundarten, Progr. d. Progymn. Siegburg 1874, S. 43 f.; vgl. Humperdincks Kritik von Corssen, 'Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache', Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen, XIV (1860), S. 203—209, und seine Abhandlung 'Über die Aussprache des Griechischen', ebd. XXII, N. F. II (1868), S. 886—889.

5) Das schwache Präteritum der germanischen Sprachen, Berlin, Weidmann, 1873, Vorrede S. IX ff.; Zur Bedeutung des schwachen Präteritums, ebd. 1874, Vorrede S. XL ff.

wende', τροπή 'Wendung', τραπεῖν Infinit. des Aorists; λείπω 'ich verlasse', λέλοιπα 'ich habe verlassen' (= \*λεῖπω λελοῖπα), λιπεῖν Inf. des Aorists; ἐλεύσομαι (= \*ἐλεωσομαι) 'ich werde kommen', εἰλήλοῦθα (= \*εἰλήλωθα) 'ich bin gekommen'. Von dem α in δρακεῖν, σταλεῖν, τραπεῖν vermutete Humperdinck, daß es „nur durch den Trieb zur Klärung des undeutlichen Halbvokalklanges ursprünglicher Stämme [mit silbischer Liquida] *d'rk*, *st'l*, *t'rp* herbeigeführt sei“, dem im Präsens das e vortrete, genau wie neben φυγεῖν, πιθεῖν [mit silbischem Halbvokal υ = w und ι = j] im Präsens φεῖγω, πέθω erscheine. Und Begemann erkannte, daß in altind. *vēda* (d. i. *vāida*) 'ich weiß' *vidmā* 'wir wissen' = griech. οἶδα ἴδμεν = got. *wait wítum* = nhd. *weiß wissen* nicht der kurze Vokal der Mehrzahl ursprünglicher sei, wie mit den indischen Grammatikern die moderne Sprachwissenschaft gelehrt hatte, sondern der Diphthong der Einzahl. In den altindischen Perfekta von Verben mit innerem r, die in der Einzahl *ar*, in der Mehrzahl *r* zeigen (Singular *tatárpa dadárça sasárpa* neben Plural *tatrpús dadrçús sarrpús*) wurde zwar von den indischen Grammatikern auch das silbische r des Plurals als ursprünglich angesehen. Aber die moderne Sprachwissenschaft faßte es richtiger als eine Kürzung aus dem *ar* des Singulars: „die Betonung der Endung schwächte den Stamm, während in der Einzahl durch den Ton der Stamm geschützt wurde“. Begemann fragte nun: „soll in *vēda* (*vāida*) *vidús* ['sie wissen'] ein anderes Verhältnis vorliegen?“ und verneinte das, weil auch sonst im Altindischen überall die Pluralformen Schwächung zeigen. Daher verwarf er die bisherige Annahme, „daß allein bei den angeblichen i- und u-Wurzeln in der Mehrzahl die ursprüngliche Lautgestalt enthalten sei“, und schloß: „so sind auch got. *bitun* ['sie bissen'] von *beitan* 'beißen'] und *bugun* ['sie bogen'] aus *báitun* und *bugun* entstanden, natürlich nicht erst in germanischer Zeit, sondern schon früher, wie got. *wítum* = ind. *vidmā* = griech. ἴδμεν (für älteres \*ιδμέν) zeigen“.

Die Erkenntnisse dieser vier Außenseiter der deutschen Sprachforschung fanden, da ja in Deutschland überhaupt die wissenschaftliche Entwicklung ausschließlicher als in anderen Kulturländern von den Lehrstühlen der führenden Fachprofessoren an den Universitäten und den mit ihnen eng verbundenen Zeitschriften bestimmt wird, zunächst keine Anerkennung, ja kaum Beachtung. Und doch waren diese vier Einsamen die Pioniere einer großen Verschiebung der sprachwissenschaftlichen Grundlage, die Jacob Grimm, Bopp und Schleicher geschaffen hatten.

## V.

Die neue Theorie des Ablauts, die Grimms unsterbliche Entdeckung wesentlich berichtigte und aus der isolierenden Einschränkung auf das Germanische löste, reifte durch ein Zusammenfließen verschiedenartiger neuer Erkenntnisse seit der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der ganzen jüngeren Generation des germanistischen und indogermanistischen Fachs als natürliche Frucht einer trotz vielfachen sachlichen und persönlichen Gegensätzen zielverwandten Arbeit zu einem Gemeingut von hohem Wert. Jetzt (im Juli 1875) gab dem Lautverschiebungsgesetz Jacob Grimms der Däne Karl Verner die letzte Weihe durch das nach ihm benannte Gesetz, das im Frühjahr 1876 (Kuhns Zeitschr. f. vergleich. Sprachforschung Bd. 23, 2. Heft, S. 97—130) gedruckt an die Öffentlichkeit kam. Es brachte Aufklärung über die einzige noch unbegreifliche Unregelmäßigkeit der Lautverschiebung: wir haben im Neuhochdeutschen neben einander mit befremdlicher Ungleichheit des die Ableitungssilbe beginnenden Konsonanten 'Vater' 'Mutter', aber 'Bruder', und nur das letzte Wort zeigt regelrechte Durchführung der germanischen wie der hochdeutschen Lautverschiebung der zugrunde liegenden indogermanischen Tenuis *t* (griech. *φράτωρ*, *φράτηρ*, lat. *frater*; got. *brōþar*, ahd. *bruoder*), während sie in den beiden andern scheinbar um eine Stufe zu weit vorgerückt ist (griech. *πατήρ*, *μήτηρ*, lat. *pater*, *mater*; got. *fadar*, altsächs. *mōdar*, althochd. *muoter*). Wir haben ferner in der starken Verbalflexion und der nominalen Stammbildung einen seltsamen sogenannten 'grammatischen Wechsel' des stammauslautenden Konsonanten: 1) ziehen gezogen (Zug Zügel Herzog), gedeihen gediegen (zum Adjektiv erstarrtes, 'isoliertes' Partizip), Schwäher Schwager Schwieger; 2) leiden gelitten, schneiden geschnitten, siedeln gesotten; 3) erkiesen erkoren, Frost frieren; 4) Hof hübsch, dürfen, darben. In all diesen Fällen stehen nur die Stammauslaute *h d s f* auf der nach Grimms Lautverschiebungsgesetz zu erwartenden Lautstufe. Die Konsonanten *g t r b* sind hier dagegen Über-Verschiebungen, die als sprachliche Laune erscheinen mußten. Verner erwies, daß auch in diesem vermeinten Spiel der Sprache ein festes lautliches Gesetz waltet: die Über-Verschiebungen in 'Vater', 'geschnitten', 'gezogen' gehen zurück auf einen gemeingermanischen, d. h. bereits in der urgermanischen Grundsprache vollzogenen Lautwandel. Die infolge der germanischen Lautverschiebung aus

indogermanischen und gemeineuropäischen Tenues *k t p* entstandenen harten (ohne Stimmton, d. h. ohne Schwingen der Stimmbänder des Kehlkopfes gebildeten) Reibelaute *h þ f* sowie der aus dem Indogermanischen unverändert ererbte harte Reibelaut *s* wandelten sich im Wortinnern zwischen stimmhaften Lauten in dem Falle zu weichen und stimmhaften, d. h. zu *γ δ β ζ* (weichem *s*), wenn der unmittelbar vorhergehende Vokal in der indogermanischen Grundsprache nicht den Hauptton trug; später aber im Hochdeutschen wurden sie weiche Verschluslaute (Mediae), woraus dann durch die zweite Lautverschiebung im Althochdeutschen neue Tenues (*k t p*) und *r* hervorgingen. Die alte indogermanische Betonung war noch frei, d. h. der Akzent war noch nicht an bestimmte Silben gebunden, sondern konnte auf allen Silben stehen. Das Altindische zeigt uns in den ältesten heiligen Texten von den Handschriften überlieferte Akzente, die nach der Darstellung der indischen Grammatiker freilich nur noch eine musikalische Bedeutung hatten, also Höhe oder Tiefe des Tons bezeichneten. Aber immerhin vermögen wir, wie zuerst Theodor Benfey nachdrücklich erwies, daraus weitgehende Rückschlüsse auf die Betonung der indogermanischen Grundsprache zu ziehen, die zweifellos auch einen expiratorischen Akzent (Starkton und Schwachton) besaß. Auch das Griechische hat in seiner vorwiegend musikalischen Betonung einzelne Reste der ursprachlichen Betonung bewahrt, hat aber den Akzent an eine der letzten drei Silben des Wortes gebunden. Jene von Verner für das Urgermanische ermittelten Erweichungen der harten Reibelaute traten in Fällen ein, wo uns das Griechische noch teilweise, das Altindische durchweg die Kontrolle der alten Akzentuierung erlaubt: got. *brôþar* entspricht einem auf der Stammsilbe betonten griech. *φράτωρ*, altind. *bhrātā* (Stamm *bhrātar*), hingegen got. *faðar* dem Endbetonung tragenden griech. *πάτηρ*, altind. *pitā* (Stamm *pitar*), und im Altindischen haben die Plurale und die Partizipien der Perfekta, also die Verbalformen, die in den germanischen Sprachen den grammatischen Wechsel, d. h. die Über-Verschiebung des die Wurzel schließenden Konsonanten aufweisen, gleichfalls Betonung der Endungen.

Gegenüber Jacob Grimms Beurteilung des Gotischen schuf Verners Entdeckung einen unbedingt sichern neuen Standpunkt: im Gotischen fehlt jener nunmehr als Reflex urältester grundsprachlicher Betonung erwiesene grammatische Wechsel bis auf geringe Reste, wie *þarf þáurbum* ('ich darf', 'wir dürfen'), und vereinzelte Spuren in der Wortbildung. Das Gotische verlor also durch diesen Nachweis für seinen Konsonantenstand den Nimbus der höchsten Altertümlichkeit: ist ihm ja doch an dieser Stelle jede der westgermanischen Sprachen, ja selbst noch unser modernes Deutsch, überlegen, das mit seinem 'ziehen', 'wir zogen' 'gezogen' vor der verarmten

gotischen Formenreihe *tiuhan*, *taúhum*, *taúhans* durch den ursprünglichen Lautwechsel sich auszeichnet.

Verners Gesetz eröffnete einen ungeahnten Ausblick in weite vorgermanische Zeiträume. Es enthüllte, daß die Lautverschiebung jünger ist als das germanische Akzentgesetz, oder anders ausgedrückt: als sie eintrat, herrschte noch nicht die an die Stammsilbe gebundene Betonung, sondern noch der freie, indogermanische Akzent, der auch auf Endungen stehen durfte. Verners Entdeckung brachte das erste sichere Datum für eine relative Chronologie der Entstehung des germanischen Sprachcharakters, der germanischen Nationalität. Verners große Entdeckung hatte den Weg gewiesen gerade Scherers bestimmtes methodologisches Bekenntnis (*Z. Gesch. d. dtsh. Spr.* 1868, S. 8), daß der Akzent die Entstehung des Ablauts beeinflusst habe und man berechtigt sei, „den sanskritischen Verbalakzent für eine ältere Periode des Germanischen überall dort vorauszusetzen, wo der tatsächliche Lautbestand einer germanischen Verbalform sich aus jenem Akzente ungezwungen erklärt“. Dieser Satz — aus der Weiterverfolgung der tiefen Einsichten Theodor Benfey's entsprungen — ward der jüngeren Generation der Sprachforscher ein Leitstern, wie ihn denn z. B. Osthoff besonders rühmte. Aber die glänzendste Frucht der besonnenen Anwendung dieses Satzes richtete sich — ein in der Wissenschaftsgeschichte häufig wiederkehrender tragischer Vorgang! — gegen seinen Urheber: das durch Verners Gesetz gewonnene Datum schlug Scherers genialen Hypothesenbau einer Chronologie der konstitutiven germanischen Spracheigenheiten in Trümmer. Jetzt erst war ein fester Halt gewonnen für die Vorgeschichte des germanischen Konsonantismus. Sofort aber zeigte sich, daß von ihm aus auch für das brüchige System des germanischen und indogermanischen Vokalismus ein tauglicherer Neubau errichtet werden konnte.

Das neue System des indogermanischen Vokalismus wie des indogermanischen Ablauts lag nun sozusagen in der Luft. Im Sommer 1876 hat es der Göttinger Professor August Fick in seiner ersten Vorlesung auf Grund seiner damaligen Wurzeltheorie gelehrt, wie man nach dem Bericht eines sachkundigen Zeugen (Bechtel, *Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1892, S. 92 Anm.) annehmen muß. Aber es wurde voll gesichert erst durch das Palatagesetz. Dieses stellt sich vermöge seiner fundamentalen Bedeutung in eine Reihe mit Grimms Lautverschiebungsgesetz und dem Gesetz Karl Verners.

Es wurde ziemlich gleichzeitig von mehreren Gelehrten entdeckt, ohne daß einer vom andern wußte. War es doch der Eckstein einer längst begonnenen neuen Grundlegung der indogermanischen Lautgeschichte. Im

Sommer 1876 fand es in Deutschland Hermann Collitz, Theodor Benfeys und August Ficks hervorragender Schüler; im Juli desselben Jahres während der Kopenhagener Versammlung skandinavischer Philologen sprach es der Däne Wilhelm Thomsen privatim vor einigen Kollegen aus; zu Anfang des Winters 1876 teilte es der Däne Karl Verner mehreren junggrammatischen Fachgenossen in Leipzig (Osthoff, Brugmann, Leskien, Hübschmann, De Saussure) mit; im Jahre 1877 hatte es in Lund der Schwede Esaias Tegnér selbständig gefunden, in seinen Vorlesungen vorgetragen und eine Abhandlung darüber in Druck gegeben, die er dann, weil andere Forscher mit ihren Veröffentlichungen zuvorkamen, zurückzog. Auch Johannes Schmidt hat das Palatalgesetz seit dem Mai 1877 in seinen Berliner Vorlesungen bekannt gemacht. Zuerst durch den Druck veröffentlicht, ausführlich begründet und mit weitgreifenden Folgerungen verknüpft hat es im Mai 1878 Collitz<sup>1)</sup>. Etwas später folgten eingehende Veröffentlichungen von Ferdinand De Saussure (1878) und von Johannes Schmidt (1879). Aber bereits 1868 war dieses Gesetz in seinem Kern geahnt von dem genialen Scharfblick Wilhelm Scherers<sup>2)</sup>.

Nach diesem Palatalgesetz vollzieht sich eine verschiedenartige Behandlung der indogermanischen Gutturalen im Indo-Iranischen dergestalt, daß vor einem indoiranischen a, dem in den europäischen Sprachen ein e gegenübersteht, der Guttural ebenso wie vor i und y Palatisierung erfährt, dagegen unverändert bleibt vor demjenigen a, das in den europäischen Sprachen als a oder o erscheint. Dadurch war der zwingende Beweis erbracht, daß in den bezeichneten Fällen das a der indoiranischen Sprachen erst sekundär aus einem älteren Vokal entstanden ist, der nicht a war, sondern ein palataler Vokal, also nach dem Zeugnis der europäischen Sprachen ein e. Mithin durfte man den Vokalismus der indogermanischen Grundsprache fortan nicht mehr mit Bopp und Schleicher aus dem Indischen und Iranischen rekonstruieren. Das Dogma Schleichers (Compendium der vergleichenden Grammatik, Weimar 1861, S. 7): „Je östlicher ein indogermanisches Volk wohnt, desto mehr Altes hat seine Sprache erhalten“, war jetzt zu begraben. In den Vordergrund trat nunmehr der europäische Vokalismus, und zwar ist, wie zuerst Collitz nachdrücklich hervorgehoben hat, im Griechischen der ursprachliche Vokalismus am reinsten erhalten, reiner auch als im gotischen Vokalismus, dessen Ursprünglichkeit Jacob Grimm überschätzt

1) Vgl. Bezenbergers Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen II, 1878, S. 302—306; III, 1879, S. 177—234; XI, 1886, S. 203—242; XII, 1887, S. 243—248.

2) Vgl. Bechtel, Hauptprobleme der indogerman. Lautlehre S. 62ff. 332ff. 371.

und mit Unrecht auch grundsätzlich gegenüber dem althochdeutschen Vokalismus bevorzugt hatte.

Es war dadurch der von Jacob Grimm entdeckte germanische Ablaut, d. h. der Wechsel zwischen Vokal und Vokal oder Vokal und Diphthong in der Stammsilbe, der die sogenannten starken Verben kennzeichnet, aber auch die Wortbildung durchdringt, endgültig in eine völlig neue Beleuchtung gerückt. Der Ablaut hörte auf eine Besonderheit der germanischen Sprache zu sein, als welche er nach Grimms Darstellung erscheinen sollte und tatsächlich oft hingestellt worden ist, obgleich in der Deutschen Grammatik schon 1822 (I<sup>2</sup>, S. 1056 ff.) und 1840 (I<sup>3</sup> S. 569 ff.), namentlich aber in dem mit besonderer Liebe und schriftstellerischer Kunst ausgeführten 12. 32. 36. Kapitel der 'Geschichte der deutschen Sprache' (1848, S. 274 ff. 854 ff. 922 ff.), reichliche Vergleichen parallelere Ablauterscheinungen der indischen, griechischen, lateinischen Konjugation und Wortbildung eine richtigere Auffassung hätten nahelegen müssen. Er galt jetzt seinem Wesen nach nicht mehr für ein Mittel zur Unterscheidung der Gegenwart und der Vergangenheit in der Konjugation, in das Jacob Grimm „das eigentliche Leben, gleichsam die atmende Kraft der deutschen Wurzeln gesetzt hatte.“ Er offenbarte sich nun als vorgermanisch, als ein dem Germanischen mit den verwandten Schwestersprachen gemeinsames Erbe aus der indogermanischen Urzeit, das aber in den Einzelsprachen vielfache Umbildungen und Neuerungen erlebt hatte, am wenigsten verhältnismäßig im Griechischen und Germanischen. Der Ablaut durfte nun nicht mehr nach der am Indischen und zwar an der indischen Grammatiker-Theorie orientierten Erklärung der sogenannten 'ersten Steigerung' (des *Guna*), der Umwandlung eines Vokals in einen Diphthong, beurteilt werden.

Die einheitliche Beurteilung des gesamten indogermanischen Ablauts wurde erst ermöglicht durch Brugmanns Aufhellung eines entscheidenden Punktes der griechischen Sprachüberlieferung: er bewies — und dies ist eine der folgenreichsten Erkenntnisse, die der vergleichenden Sprachwissenschaft je gelungen sind —, daß im Griechischen der Vokal  $\alpha$  vielfach in Wurzeln mit den Liquiden l, r und den Nasalen m, n nicht primär ist, sondern Ersatz für einen unbestimmten silbischen Murrelaut, der sich aus den Liquiden und Nasalen entfaltet hat.

Brugmann knüpfte seine Untersuchungen<sup>1)</sup> an die längst erkannte Tatsache, daß in den griechischen Medialpassiv-Formen auf *-αται -ατο*, z. B.

1) Nasalis Sonans in der indogermanischen Grundsprache, Curtius' Studien zur griech. und latein. Grammatik IX (1876), 285—338; Zur Geschichte der stammabstufenden Deklinationen, I. Abhandl.: Die Nomina auf *-ar-* und *-tar-*, ebd. 361—406.

γεγράφεται von γράφω 'ich schreibe', τετράφαται von τρέφω 'ich nähre', ἐφθείραται von φθείρω 'ich verderbe', ἐτετάχατο von τάσσω 'ich ordne', ferner im ἔ-ασι 'sie gehen' (von εἶμι, Infinitiv ἰ-έναι, lat. i-re) an Stelle des ursprünglichen \*ἰ-ντι, in Homerischem ἔ-ᾶσι 'sie sind' (vom attisch εἶμι 'ich bin', Stamm ἐσ-) neben dorisch-böotischem ἔ-ντι, endlich in den Akkusativen ὀδόντ-α (von ὀδοός 'Zahn') und πόδ-α (von πούς 'Fuß', Genitiv ποδός) das α Vertreter ist einer einen Nasal enthaltenden Silbe. Die Vulgärsicht betrachtete dabei das α als einen rätselhaft hineingeschnittenen 'Bindevokal', hinter dem später das ν verloren ging, also z. B. jene -αται -ατο „als vollere Nebenformen von -ανται -αντο mit Verlust des ν“. Angeregt durch die Theorie Osthoffs über die ursprüngliche Unterscheidung starker und schwacher Kasus im Indogermanischen<sup>1)</sup> bemerkte Brugmann den Parallelismus dieser Fälle und gelangte zu der Gleichung πόδ-α: ἵππο-ν = ἔασι: φέρο-ντι = πόδ-ας: ἵππο-νς (so noch im Kretischen, attisch ἵππους), stellte daneben das α in der 3. Person Plur. Perfekti des Homerischen λῆ-λόγγ-ασι (λαγγάνω 'ich empfang', Stamm λαγγ-) aus \*λῆ-λογγ-αντι und folgerte aus diesen Vergleichen und den ihnen entsprechenden altindischen Formen, daß in allen genannten Fällen dem kurzen α der Ausfall eines Nasals zugrunde liegt und zwar immer nur in ursprünglich tieftoniger Silbe. Diese Ableitung aus phonetischen, vom Akzentwechsel bedingten Ursachen stützte er besonders durch die Verwandtschaftsnamen auf -τερ- altind. -tar-, die im Griechischen wie im Altindischen in der Deklination je nach der Betonung das Suffix abstufen, d. h. in voller und in synkopierter Gestalt verwenden: πατήρ πατέρα neben πατρ-ός πατρ-ών πατρά-σι, lat. *pater patris patrem patrum*, got. *fadar* Plur. Gen. *fadrê* Dat. *fadrum*, und das griechische πατράσι stellte er unmittelbar dem altindischen pitṛshu gleich<sup>2)</sup>. Hier geht das ρα zurück auf betontes silbisches (vokalisches) ῥ. So ergibt sich ihm als wahrscheinlich, daß auch in ἔδρακον 'ich sah', ἔτραπον 'ich wendete' das ρα aus bloßem sonantischen ῥ der Ursprache hervorging. Das hatte allerdings bereits 1837 der ebenso durch universelle Sprachenkenntnis als sprachgeschichtliche Intuition hervorragende Theodor Benfey flüchtig vermutet, aber nicht aufrechterhalten<sup>3)</sup> und auch der Keltologe Hermann Ebel im Jahr 1852 durch die Gleichsetzung der Stammabstufungen altind. nār-, nar-, nṛ- mit

1) In dem Aufsatz 'Zur Frage des Ursprungs der germanischen n-Deklination', Paul u. Braune Beiträge III (1876), S. 1—89.

2) Vgl. Osthoff, Paul und Braune Beiträge III (1876), 43. 50f. 52f. 61f.: doch führte er griech. πατράσι zurück auf älteres \*πατρασί, altind. pitṛshu auf älteres \*pitṛshú.

3) Kleinere Schriften, Berlin, H. Reuther, 1890, I 2 S. 18, s. Bechtel, Hauptprobleme 119f. 121f.

griech.  $\nu\eta\rho$ - (Nom. Sing.  $\text{\textit{ἀνὴρ}}$ ),  $\nu\epsilon\rho$ - (Vokat. Sing.  $\text{\textit{ἄνερ}}$ ),  $\nu$ - $\delta$ - $\rho\alpha$ - (Dat. Plur.  $\text{\textit{ἀνδράσι}}$ ) behauptet<sup>1</sup>). Die Gleichung  $\text{\textit{πατράσι}} = \text{got. } \text{\textit{fadr-um}}$  neben den andern längst bekannten, aber bisher anders gedeuteten Gleichungen griech.  $\text{\textit{ἐκατό-ν}} = \text{lat. } \text{\textit{centu-m}}$  got. *hund* 'hundert' altind.  $\text{\textit{ṣatá}}$ , griech.  $\text{\textit{ἐπτά}}$  lat. *septem* got. *sibun* altind.  $\text{\textit{saptá}}$ , griech.  $\text{\textit{ἕννεα}}$  lat. *novem* got. *niun* altind.  $\text{\textit{náva}}$ , griech.  $\text{\textit{δέκα}}$  lat. *decem* got. *taihun* altind.  $\text{\textit{dáca}}$  zeigt, daß im Gotischen das u wie griech.  $\alpha$  Ersatz sein kann einer sonantischen Liquida oder eines sonantischen Nasals: eine Annahme, die für die „vokalische Natur“ des „im Tone mit dem u verwandten“ gotischen r unter Ableitung des Dativs und Akkusativs Pluralis der Verwandtschaftsnamen *brôþrum*, *brôþrun* ('die Brüder', 'den Brüdern') usw. aus *brôþrm*, *brôþrns* bereits im Jahr 1846 von Loebe, dem Verfasser einer verdienstvollen gotischen Syntax und Kritiker des Syntaxbandes der Deutschen Grammatik Grimms (s. unten S. LXXII) geäußert<sup>2</sup>), und 1862 von Adalbert Kuhn durch altindische Analogien gestützt worden war<sup>3</sup>). Die silbgebende Natur des r und l war für das Urslavische und einen Teil der slavischen Sprachen von Miklosich 1850 und 1875 behauptet und als Fortführung des altindischen r- und l- Vokals, aber noch unter Aufrechterhaltung der traditionellen (altindischen) Guna-Theorie (ar Steigerung von r) erklärt, später freilich als sekundäre Sonderentwicklung des Slavischen betrachtet worden<sup>4</sup>). Wesentlich mit Brugmann übereinstimmend aber hatte das Problem bereits Amelung (s. oben S. XXXVI) behandelt.

Die Stammabstufung, d. h. den aus der indogermanischen Grundsprache überkommenen Wechsel zwischen starker (lautvollerer) und schwacher (lautärmerer) Gestalt des Stammes bei Antritt der verschiedenen Personal- und Kasusuffixe fand Brugmann in griech.  $\text{\textit{εἶ-μι}}$  'ich gehe' altind.  $\text{\textit{é-mi}}$  neben griech.  $\text{\textit{ἴ-μεν}}$  (für \* $\text{\textit{ἰ-μέν}}$ ) 'wir gehen' altind.  $\text{\textit{i-mási}}$ ; in griech.  $\text{\textit{οἶδα}}$  (Perfekt mit Präsensbedeutung) 'ich weiß' altind.  $\text{\textit{véd-a}}$  neben griech.  $\text{\textit{ἴδ-μεν}}$  (für \* $\text{\textit{ἰδ-μέν}}$ ) 'wir wissen' altind.  $\text{\textit{vid-má}}$ ; in griech.  $\text{\textit{πέπονθα}}$  (für \* $\text{\textit{πεπόνθα}}$ ) 'ich habe gelitten' neben gr.  $\text{\textit{πεπαθ-οῖα}}$  'gelitten habend'; in got. *wait* 'ich weiß', *witum* 'wir wissen', got. *band bundum*, *halp hulpum*. Die Verschiedenheit des Wurzelvokals  $\text{\textit{φέρω φόρος}}$  reicht nach Brugmanns Ansicht zurück in die Grundsprache. Dieser schreibt er außer einem vokalischen (silbischen) r und l auch vokalische Nasale zu:  $\text{\textit{ṛ}} \text{\textit{ṃ}}$ . In vielen Fällen sind sie nach seiner Ermittlung ein Zusammenziehungsprodukt aus ar, al, an, am.

1) Zeitschr. f. vergleich. Sprachforschung I 293 ff., s. Bechtel a. a. O. S. 121 f.

2) Ulfilas, hrsg. von Conon von der Gabelentz und Johann Löbe, Vol. II pars 2, S. 41 f., s. Bechtel a. a. O. 120 ff.

3) Zeitschr. f. vergl. Sprachf. XI 380 f.

4) Vgl. Bechtel a. a. O. 88 f. 121.

Brugmann hat, abgesehen von zwei Verweisen auf Amelungs Abhandlungen, in seinen offenbar hastig und ungeordnet niedergeschriebenen Untersuchungen seine Vorgänger nicht genannt, weder die eben erwähnten fünf, noch die vorher oben (S. XXXVI) hervorgehobenen (Geiger, Humperdinck, Bege- mann). Anscheinend hat er sich ihrer Ausführungen nicht erinnert oder sie nicht gekannt. Aber der selbständige Wert seiner Feststellungen wird dadurch nicht geschmälert, und auch dies tut ihnen keinen Abbruch, daß die Forschung alsbald über sie weit hinaus kam: seine und seiner nächsten Freunde vielfach divergierende hieroglyphische Zeichensprache für die verschiedener Färbung zustrebenden a-Laute des Indogermanischen ward ersetzt durch die zuerst mit voller Entschiedenheit klar und überzeugend von Hermann Collitz begründete, bald auch von dessen Lehrer, dem Benfey-Schüler August Fick systematisch durchgeführte Annahme, daß schon die Grundsprache, nicht erst die europäische Sprachperiode e und o neben a besaß, daß das Griechische den ursprünglichen Vokalismus und in einem gewissen Umfang auch die ursprüngliche Betonung namentlich in der Stammabstufung bewahre und daß das Verhältnis von e und o zur Betonung ein der Beurteilung Brugmanns entgegengesetztes gewesen sei, also e (Brugmanns a<sub>1</sub>) in starktoniger, o (Brugmanns a<sub>2</sub>) in schwachtoniger Silbe stehe, nicht aber, wie Brugmann gemeint hatte, umgekehrt.

Durch methodische Beweisführung waren jetzt Einsichten sichergestellt, die bereits dreißig, ja vierzig Jahre zuvor mit genialem Spürblick Theodor Benfey gefunden, aber unter dem Druck der herrschenden Lehren Grimms, Bopps und Schleichers nach dem in der Wissenschaftsgeschichte besonders wirksamen geistigen Trägheitsgesetz entschlossen zu verfechten sich nicht oder doch nur teilweise getraut hatte<sup>1)</sup>: die Ursprünglichkeit des bunten griechischen Vokalismus, die weitgehende Fortdauer der indogermanischen Betonung im Griechischen, die Akzentbedingtheit des Ablauts und der durch altindische Entsprechungen als grundsprachliches Erbe erweisbaren nominalen und verbalen Stammabstufung.

1) Vgl. Bechtel, Hauptprobleme 83—91. 96. 98—102. 119 f.

## VI.

Die seit 1876 durchdringende neue Auffassung des Ablauts hat von Grimms poesievoller Theorie, die darin eine dynamische Bezeichnung verschiedenartiger grammatischer oder Bedeutungs-Funktionen sowohl in Stammsilben als in Flexionssilben sah, sich völlig abgewendet. Sie hat sich vielmehr bis zu einem gewissen Grade der Anschauung Bopps genähert. Dieser zufolge war der Ablaut ein physiologischer Vorgang ohne Bezug auf die Wortbedeutung und ein Ausgleich des Gewichts von Wurzel und Endung, in der Weise, daß „die Endungen den Wurzelvokal erweitern, wo sie schwach sind, und ihn in seine ursprüngliche Einfachheit zurückführen, wo sie selber sich mehr ausdehnen“. In diesem Begriff 'Gewicht' der Silben oder Vokale steckt wohl ein richtiger Kern, der sich z. B. in den modernen rheinländischen und niederdeutschen Mundarten als ein durch Akzentwechsel und Quantitätsverschiebung herbeigeführter und durch eine Norm der Wortdauer bedingter Silbengewichtsausgleich wirksam zeigt und erst in neuerer Zeit richtig verstanden ist. Aber jener Boppsche Gewichts begriff, den auch Grimm in der dritten Auflage seiner Grammatik teilweise übernahm, war doch halb bildlich und wurde mit einer gewissen Unklarheit gehandhabt. Heute ist er in Anlehnung an Holtzmann und Benfey auf jenem Wege, den Lazarus Geiger, Amelung, Begemann, Humperdinck, Verner, Collitz, Fick, Osthoff, Brugmann betreten hatten, umgebildet zu einer geschlossenen weitgreifenden Systematik, die auf geschichtlicher und lautphysiologischer Analyse der Morphologie wie der Akzentuierung der indogermanischen Sprachen beruht.

Gegenwärtig ist anerkannt, daß die urindogermanische Sprache einen Ablaut besessen hat mit einer mehrfachen Abstufung der Quantität und Qualität der Vokale nicht nur der Stammsilben, sondern auch der Ableitungssilben (Endungen, Suffixe), nicht nur in der Verbal-, sondern auch in der Nominalflexion und außerdem in der Wortbildung. Wie man heute gleichfalls allgemein annimmt, waren diese Abstufungen durch den Einfluß der verschiedenartigen Betonung hervorgerufen. Ihre Stärke oder Schwäche (expiratorischer Akzent) und ihre Höhe oder Tiefe (musikalischer Akzent) bewirkten durch die wechselnde Stellung des Akzents bald auf der Stammsilbe, bald auf der Endung oder dem thematischen Vokal eine wechselnde Lautgestalt der Stamm- und Nebensilben. Im Einzelnen bleibt aber hinsichtlich der Art und Wirkung des indogermanischen Akzents noch vieles dunkel und umstritten.

Die gegenwärtige Ablautstheorie hat der vielfächerigen Gliederung der germanischen Konjugation, die Jacob Grimm durchführte, eine starke Vereinfachung gegenübergestellt. Unser Briefwechsel bringt das ernstliche wetteifernde Bemühen der beiden Freunde um eine erschöpfende und treffende Einteilung der starken Verba wiederholt vor Augen. Besondere Aufmerksamkeit verdient die in den Beilagen (C 1, S. 945) mitgeteilte Tabelle Lachmanns über die starken Konjugationen. Jacob Grimm unterschied in der ersten Auflage des ersten Bandes seiner 'Deutschen Grammatik' (1819) 14 starke Konjugationen: 4 mit vorgesetztem 'Augment', wie er die Reduplikation damals noch nannte, 10 mit bloßem 'Ablaut'. In der zweiten Auflage (1822) gab er nur eine Zwölfzahl: 6 'reduplizierende' (davon 4 rein reduplikative, 2 reduplikativ-ablautende) und 6 ablautende Konjugationen in geänderter Reihenfolge. In der dritten Bearbeitung des germanischen Vokalismus (1840) zog er seine Gliederung übersichtlicher zusammen in 6 Gruppen: drei davon haben als Grundvokal a, davon durchläuft eine die ganze Skala der 'Urkürzen' a i u (Typus got. *bindan* 'binden', *band* 'ich band', *bundum* 'wir banden', *bundans* 'gebunden'), die zweite fügt als vierte Ablautsstufe noch ein ê hinzu (Typus a: got. *niman* 'nehmen', *nam* 'ich nahm', *nênum* 'wir nahmen', *numans* 'genommen'; Typus b: *giban* 'geben', *gaf* 'ich gab', *gêbum* 'wir gaben', *gibans* 'gegeben'), die dritte stellt a bloß neben ô (Typus got. *faran* 'fahren', *fôr* 'ich fuhr', *fôrum* 'wir fuhren', *farans* 'gefahren'). Diese drei Klassen bilden zusammen die erste Hauptabteilung (a-Klasse). Die vierte und fünfte Gruppe gehen vom Grundvokal i und u aus (i-Klasse, u-Klasse): sie zeigen die Ablaute i, ei, ái und u, iu, áu (Typus got. *stigum* 'wir stiegen', *stigans* 'gestiegen', *steigan* 'steigen', *stáig* 'ich stieg'; nur in Zusammensetzungen überliefert *budum* 'wir boten', *budans* 'geboden', *biudan* 'bieten', *báuþ* 'ich bot'). Die sechste Klasse umfaßt die reduplizierend-ablautenden Verba mit dem Wechsel ê ô oder ái ô (Typus *lêtan* 'lassen', *lallôt* 'ließ'; *sáian* 'säen', *sáisô* 'säte'). In der 'Geschichte der deutschen Sprache' (1848, Kap. 32, S. 846 ff., Kap. 33, S. 866 f.) sonderte Grimm diese sechste Klasse ab und behandelte sie mit den übrigen Reduplikationen in selbständiger Klassifikation, fügte aber der zweiten Ablautsklasse als Abart den Typus got. *truda* 'ich trete', *trudans* 'getreten' hinzu. Charakteristisch für Grimms Anschauungsweise ist seine Bemerkung (Deutsche Grammatik I<sup>8</sup> S. 558): „Offenbar läßt sich in den beiden ersten Reihen [Typus *bindan*; *niman*, *giban*] i nicht als Urgrundvokal betrachten, weil dann überhaupt der Einfluß des edelsten aller Vokale, des a, zu gering scheinen und bloß auf die dritte Reihe [Typus *faran*] eingeschränkt würde.“ Die moderne Ablautstheorie hat ermittelt, daß gerade in diesem gotischen i der Präsensform *bindan*, *niman*, *giban* der 'Urgrundvokal' steckt, allerdings in jüngerer,

gotischer Sonderentwicklung aus einem ihm zugrunde liegenden gemein-germanischen, gemeineuropäischen und urindogermanischen *e*. „Der edelste aller Vokale, das *a*“ — war also entthront! Und außerdem büßte dadurch das Gotische jetzt auch im Vokalismus, wie vorher durch Verners Nachweis der Ursprünglichkeit des sogenannten ‘grammatischen Wechels’ (nhd. *ziehen* — *zog* usw.) im Konsonantismus, dem Vorzug der unbedingten Altertümlichkeit ein. Denn nun zeigte sich, daß nicht im gotischen *nīman*, *gīban*, *hīlpan* eine ehrwürdige Urkürze *i* bewahrt ist. Vielmehr haben die wegen ihrer flatterhaften Jugendlichkeit und Neuerungssucht etwas über die Achsel angesehenen westgermanischen Sprachen, z. B. das ahd. *nēman*, *gēban*, *hēlfan*, ja wiederum sogar das sonst so ganz als entartet und verwildert geltende Neuhochochdeutsch mit seinem *nehmen*, *geben*, *helfen* durch Erhaltung der urindogermanischen Ablautstufe dem Gotischen den Rang abgelaufen.

Nach der seit 1876 obsiegenden neuen Auffassung des germanischen Vokalismus gehen beispielsweise die Verwandlungen des mitteldochdeutschen Stammsilbenvokals *ich stīge*, *ich steic*, *wir stigen*, *gestigen* (Substantive: *der steic*, *der stigel*, *der stec*); *ich biuge*, *ich bouc*, *wir bugen*, *gebogen* (Substantive: *diu biuge*, *der bouc*, *diu bouge*, *der boge*); *ich binde*, *ich bant*, *wir bunden*, *gebunden* (Substantive: *daz bant*, *der bunt*); *ich nīme*, *wir nēmen*, *ich nam*, *wir nāmen*, *genommen* (Substantive: *diu nāme*, *diu vernunft*); *ich grabe*, *ich gruop*, *wir gruoben*, *gegraben* (Substantive: *diu gruobe* und *der grabe*; vgl. *diu tāt*, *getān*; *tuon*) zurück auf einen urgermanischen Lautwechsel, der nur die Weiterentwicklung ist indogermanischer Abstufungen und Abtönungen, d. h. Quantitäts- und Qualitätsveränderungen der Stammsilbenlaute. Diesen germanischen Ablauten treten also z. B. die griechischen Ablaute *λείπειν*, *λιπεῖν*, *λέλοιπα*; *φύγειν*, *φυγεῖν*; *πέτομαι* (*ποτή*, *πωτάομαι*) *ἔ-πτ-όμην*; *ἔ-γεν-όμην* (*γένος*) *γέ-γον-ε*, *γί-γν-ομαι*; *τρέπω*, *τέτροφα* (*τρόπος*, *τροπέω*); *ῥήγνομι*, *ἔρρωγα* nicht bloß als parallele Entsprechungen gegenüber, sondern gehen ihnen als die geschichtlich älteren Gestaltungen des gemeinsamen indogermanischen Grundlauts voraus.

So viel auch im Laufe der nächsten Jahrzehnte nach Jacob Grimms Tode an seiner Auffassung der germanischen Lautgeschichte die fortschreitende Forschung geändert hatte, bis zur Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war an der Dreiteilung der Ablautklassen nach den drei Grundvokalen *a i u*, die Grimm für die im Gotischen bewahrten indogermanischen Urlaute gehalten hatte, von der wissenschaftlichen *communis opinio* nicht gerührt worden. Nur ein leises Symptom richtigerer Auffassung hatte sich gezeigt: die zweiteilige Anordnung der ablautenden Verben in Müllenhoffs *Paradigmata zur deutschen Grammatik* seit ihrer dritten Auflage (1871) und nach ihrem Vorgang auch (1874) in den Paradigmen von Eduard Sievers.

Und doch waren die drei nach diesen drei kurzen Vokalen benannten Ablautsreihen untereinander seltsam verschieden, beruhten also offenbar auf willkürlicher Konstruktion eines gekünstelten Schematismus. Die a-Klasse zeigte den Grundvokal (a) meist im Singular des Indikativs des Präteritums (got. *gaf, nam; band, halp*), die Abwandlungen i, e, o, u auf die übrigen Verbalstellen ungleichmäßig verteilt, nur eine Gruppe der a-Klasse (Typus *graban, faran*) zeigte den Grundvokal im Präsens und den Ablaut im Präteritum. Völlig abweichend verhielten sich die i- und u-Klasse: sie ließen den Grundvokal erscheinen im Plural des Indikativs des Präteritums, die Steigerungen (Diphthonge und lange Vokale) in den übrigen Verbalformen. Die drei Urkürzen waren also wohl drei Pfeiler, die das Gebälk des Flexionsbaues trugen, aber sie standen zwischen den andern Pfeilern, ihren Steigerungen und geschwächten Steigerungen, ohne erkennbare Ordnung und Symmetrie. Das neue System des indogermanischen Vokalismus brachte diese Symmetrie. Jetzt fiel die Schranke zwischen der Behandlung des Grundvokals a und derjenigen der beiden andern Grundvokale. Alle drei Konjugationsklassen wuchsen nun zu einer inneren Einheit zusammen, die von einem durchgehenden Bildungsprinzip beherrscht war.

Die vermeintlichen Grundvokale i, u in der i- und u-Klasse stellten sich also jetzt vielmehr als Schwächungen heraus, und die bisher als Steigerungen geltenden Diphthonge ai, au (gotisch *staig, baug* althd. *steig, boug*) verwandelten sich in Grundstufen, indem man erkannte, daß nur ihr erstes Element das wesentliche (sonantische oder selbstlautende) sei, ai und au also als aj und aw oder nach der heute üblichen phonetischen Bezeichnungsweise als a<sub>j</sub> und a<sub>w</sub>, d. h. als Selbstlauter + halbvokalischem Nachlauter verstanden werden müssen. Dadurch traten die Lautverbindungen ai (= aj) und au (= aw) der Stammsilben in eine Reihe mit den Lautverbindungen ar, al, am, an der alten sogenannten a-Klasse. Sie alle aber, sowohl die mit Liquida oder Nasal als auch die mit halbvokalischem Nachlauter i, u schließenden germanischen Stammsilben entpuppen sich als Fortsetzung einer ursprünglichen indogermanischen Grundstufe mit dem Wurzelvokal e, oder anders ausgedrückt: die alte sogenannte germanische a-Klasse fließt mit der i- und u-Klasse zusammen, die germanischen Stammsilbenlaute ar, al, am, an stehen auf gleicher Stufe mit aj (a<sub>j</sub>), aw (a<sub>w</sub>) und gehen in gleicher Weise zurück auf indogermanisches und griechisches er, el, em, en, ej (e<sub>j</sub>), ew (e<sub>w</sub>). Und für den Wechsel der Laute innerhalb der Ablautsreihen ergab sich als einheitliche Ursache die einstige, vorgeschichtliche (indogermanische) Betonung, die nach festem Gesetz in den verschiedenen Wortstellen wechselte.

Jacob Grimm hatte in dem Lautverschiebungsgesetz den Blutkreislauf der germanischen Sprache entdeckt. Aber den Anteil, den die Sprach-Nerven daran

haben, blieb ihm noch verborgen. Diesen Anteil haben erst die neueren Erkenntnisse über die Wirkungen des indogermanischen Akzents und ihr Fortleben in den Einzelsprachen bestimmt. Diese modernen Akzentforschungen, einsetzend mit Verners großer Entdeckung, sind noch heute im Fluß. Eine Reihe von Namen scharfsinniger Gelehrter der Gegenwart, die ihre Träger und Förderer sind, wäre hier zu nennen. Freilich das Wesen der für die indogermanische Grundsprache erschlossenen Akzentvariationen, die sich in Lautabstufung und Lautabtönung auswirken, ihre seelischen Beziehungen zu den urzeitlichen Menschen, denen sie dienten, vermögen wir nicht zu erfassen. Insofern behält also Georg Curtius mit einem Vorwurf in seiner äußerst rückständigen Polemik gegen die neuere an Holtzmann-Benfey-Grein anknüpfende Ablaut-Theorie (*Das Verbum der griechischen Sprache* 2 I 1877, S. 144) Recht: „die Frage, weshalb denn der Akzent in so launenhafter Weise umspringt“, ist noch „ungelöst“. Immerhin haben die Analogien der Betonungsverschiedenheiten in den lebenden Sprachen über diese Frage bis zu einem gewissen Grade schon jetzt Licht verbreitet. Das Altindische und das Griechische zeigen nur noch Spuren der zugrunde liegenden Verhältnisse, und diese Spuren unterliegen selbst verschiedener Beurteilung.

Die äußerlich getrennten, an verschiedenen Stellen einsetzenden, innerlich aber doch schon durch die gleiche Tendenz geleiteten Untersuchungen zahlreicher Forscher auf allen Gebieten der indogermanischen Sprachgeschichte arbeiteten in denkwürdiger Weise zusammen, und trotz manchen sachlichen und persönlichen Gegensätzen und Fehden stieg aus dieser Zusammenarbeit ein annähernd gemeinsames System des indogermanischen Vokalismus und des ihn beherrschenden Ablauts empor. Und der von Jacob Grimm entdeckte germanische Ablaut, zwar der einstigen Gloriole, die sein Entdecker ihm verliehen, beraubt, wurde nun erst ganz deutlich in seiner weitgreifenden Wirkung und erwarb nun den neuen Ruhm, ein Hauptstück aus dem phonetischen und morphologischen Fundament der indogermanischen Sprache neben dem Griechischen am besten erhalten, ja es reicher noch als alle andern Sprachen seiner ursprünglichen Anlage gemäß, aber in selbständiger Fortbildung und Umbildung ausgebaut zu haben.

Das neue System des germanischen Ablauts begreift dieses Erbgut urindogermanischer Sprachformung als einen gesetzmäßigen Vokalwandel, der nicht nur die Stammsilben und die Wortbildung durchdringt, sondern auch — und hier wird, was Jacob Grimm mit vorsichtiger Zurückhaltung erst vermutete, durch die heutige Erkenntnis zur Gewißheit — die unbetonten Silben, die Suffixe und Endungen beherrscht. Wir unterscheiden eine fünffache Abwandlung: für die Hauptmasse des urindogermanischen

Ablauts zwei Vollstufen mit Veränderung der Qualität des normalen Vokals *e* zu *o* (Ablaut im engern Sinne oder *Abtönung*); ferner drei Veränderungen der Vokalquantität (*Abstufung*) und zwar eine Stufe der Dehnung des Vokals *e* zu *ē*, *o* zu *ō*, zwei Stufen der Schwächung nämlich der Reduktion zum Murrelaut *ə* und des Schwundes. In demselben Wortstamm können wir aber niemals mehr alle fünf Stufen oder sechs Lautvarianten aus dem erhaltenen Sprachmaterial erschließen.

Dies Ergebnis der sprachvergleichenden Forschungen über den indogermanischen Ablaut und über sein Fortleben in den Einzelsprachen, die Jacob Grimms große Entdeckung durch strenge, lautphysiologisch gestützte geschichtliche Betrachtung nicht, wie er fürchtete, in allzu dünne, lebenshemmende Luft ablenkten, vielmehr sie erst zu voller Einsicht in die lebendige Triebkraft der Sprachentwicklung steigerten, ist für das Germanische in den Deutschen Grammatiken von Wilhelm Wilmanns (Bd. 1, 1893, <sup>3</sup> 1911) und von Hermann Paul (Bd. 1, 1916) zusammengefaßt, wesentlich übereinstimmend, und auch die Darstellungen des Urgermanischen von Kluge, Noreen, Hirt, Streitberg bieten trotz manchen Meinungsverschiedenheiten im Ganzen ein Bild des Ablauts von gleicher Zeichnung und Farbe, das ziemlich ebenso auch in der ausgezeichneten altindischen Grammatik Jacob Wackernagels, in den Griechischen Grammatiken von Gustav Meyer, Brugmann, Thumb, in den lateinischen Grammatiken von Friedrich Stolz und Ferdinand Sommer (<sup>2</sup> 1914) erscheint.

## VII.

Mit den beschriebenen großen Fortschritten war freilich auch eine bedenkliche Enge und Einseitigkeit der Theorie verknüpft. Das haben einzelne, mehr isoliert und abseits von dem wissenschaftlichen Hauptmarkt schaffende Sprachforscher, wie der geistreich scharfsinnige Hugo Schuchardt in Graz, Hermann Möller in Kopenhagen, in Berlin Johannes Schmidt, ferner die Führer der Göttinger, von Theodor Benfey und August Fick beeinflussten sprachwissenschaftlichen Schule Adalbert Bezzenberger, Fritz Bechtel und Hermann Collitz früh genug warnend oder tadelnd ausgesprochen, aber zunächst ohne merkbare Wirkung. Die neue Methode litt an einer Mechanisierung: neben der naturalistischen (lautgesetzlichen) Sprachklärung kam die angeblich psychologische viel zu kurz und wurde nur sehr unzulänglich nach einer einzigen Schablone („was nicht Lautgesetz ist, beruht auf Analogiebildung“) gehandhabt. Und obgleich nach Scherers Vorgang die Junggrammatiker die gesunde Forderung erhoben hatten, die modernen Sprachen und ihre Dialekte zur Grundlage sprachwissenschaftlicher Methodenlehre zu nehmen, drohte die Rekonstruktion vorgeschichtlicher Sprachzustände alle Kräfte der Forschung ungebührlich an sich zu reißen und von der Erhellung der wirklich überlieferten Sprachgestaltung abzuziehen in die allerdunkelsten glottogonischen Probleme. Die großartige Perspektive, die das Ergebnis der lautgeschichtlichen Untersuchungen insbesondere für den Vokalismus eröffnete, wirkte mit dem mächtigen Reiz, den nun einmal unendliche Fernen und unmeßbare Räume für unsere Phantasie und für unsere Wißbegierde haben. So schien es längere Zeit, als ob Lachmanns Sprachbetrachtung, der nach Vahlens glücklichem Ausdruck „Reiz und Leben nur die Schale gewann, in welche Dichter und Schriftsteller den Kern ihrer Gedanken und Empfindungen schließen“, in den Hintergrund gedrängt sei und als ob die in der Hand der Dichter und Schriftsteller geformte Sprache für die grammatische Forschung geringe Bedeutung habe. Indessen in aller Stille hat sich seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts ein neuer Umschwung vollzogen, der in überraschender Weise Lachmanns um die dichterische und schriftstellerische Sprachkunst bemühte Forschung wieder in helles Licht rückte, ihr aufs neue Beachtung zuwendete und ihren hohen Wert, ihre Fruchtbarkeit auch für die allgemeine Sprachgeschichte aufdeckte.

Allmählich nämlich empfand man immer stärker und deutlicher, auf dem Wege naturgesetzlicher Erklärung, den Jacob Grimm zuerst beschritten hatte und der dann von Scherer, Karl Verner, Johannes Schmidt, Hermann Collitz und anderen mit methodologischer Strenge und vorbehaltvoller Umsicht, von den Junggrammatikern mit fruchtbaren Ergebnissen, aber mit einer dogmatischen Schematisierung verfolgt worden war, läßt sich das Geheimnis der Sprachentwicklung nicht ergründen. Auf diesem Wege gelangt man in ein Labyrinth immer neuer lockender, aber immer verwickelterer glottogonischer Rätsel. Die Sphinx der indogermanischen Akzentuierung und der urgermanischen Auslautsgesetze bedräut jeden Schritt. Hinter der Frage der Vokalabstufung erheben sich die Frage ihres Lautwerts – Ersatz des ausgefallenen Vokals durch silbebildenden Stimmton? oder reduzierter Vokal? <sup>1)</sup> – und die Frage der Dehnung, hinter den sonantischen Nasalen und Liquiden, hinter den grundsprachlichen Diphthongen springen deren problematische Längen hervor, hinter den indogermanischen Wurzeln heischen die 'Basen' gebieterisch die Losung, die allein das Weitergehen freigibt, und auf stets verworreneren Pfaden umhüllt den Wanderer, der immerfort rückwärts strebt zu den äußersten Tiefen der indogermanischen Sprachentstehung, der verdunkelnde Zweifel, wie weit jemals eine indogermanische Grundsprache auch nur von relativer Einheitlichkeit bestanden habe, wie weit vielmehr am letzten erreichbaren Punkte schon dialektische Varietäten stehen müssen und wie weit in frühester Zeit Entlehnungen zwischen den einzelnen indogermanischen Sprachen und eine gewisse Sprachmischung stattgefunden haben.

Auf diesem Wege zeigt sich lediglich das Bild eines elementaren Sprachlebens. Und es zeigt sich im Grunde nur in einer Abstraktion, in dem Schema eines primitiven Zustands, der jenseits aller Erfahrung und Beobachtung liegt. Die romantische Sprachansicht, die man längst verjagt glaubte, der durch die Klarstellung des Begriffs und des Geltungsbereichs der Lautgesetzlichkeit wie der gleichmäßigen Natur urzeitlicher und aller jüngeren Sprachentwicklung der Todesstoß gegeben zu sein schien, kauerte hier immer noch in einem Schlupfwinkel und hielt ihren Schild über einer Voraussetzung, die als selbstverständlich galt, aber doch nur ein Traum ist. Die Annahme einer rein naturhaften Sprache ist auch noch ein Stück romantischer Bestrahlung unserer Sprachquellen. Alle Sprache der Vergangenheit, vollends des Altertums, kennen wir nur aus schriftlicher Aufzeichnung. Alle schriftlich fixierte Sprache ist aber niemals mehr unveränderter Abklatsch der natürlichen

---

1) Für letztere Annahme traten ein Bechtel, Hauptprobleme 128 ff. und Joh. Schmidt, Kritik der Sonantentheorie, Weimar, H. Böhlau, 1895.

Sprache in ihrem wirklichen tönenden gehörten Laut. Sie ist vielmehr von Anfang an und überall Ausdruck bereits sprachlicher Reflexion, Normierung und Kunst.

Mit Recht ist daher seit den letzten zwei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, nachdem schon um dessen Mitte Karl Weinhold in seinem die deutsche Dialektforschung anregenden Buch über die schlesischen Mundarten auch der mundartlichen Färbung der deutschen Schriftsprache des 17. und 18. Jahrhunderts fruchtbare Beachtung gewidmet und nachdem Friedrich Zarncke grundlegend die verschiedenen Typen der Drucksprache des 15. Jahrhunderts sowie ihre Tendenz zum gemeinsprachlichen Ausgleich festgestellt hatten, von der deutschen Sprachwissenschaft auch die bewußte Gestaltung der Sprache, die unter dem Zwange der Sprachgemeinschaft und der Sprachüberlieferung sich vollzieht, eindringender Untersuchung gewürdigt: also jene Sphäre des Sprachlebens, aus welcher der schriftsprachliche Trieb und die allmähliche Ausbildung einer Schriftsprache hervorgehn. Karl Müllenhoffs unsterbliche Vorrede zu den mit Scherer herausgegebenen 'Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.—XII. Jahrhundert' bestimmte in großzügigen, auf genauer Kenntnis und Untersuchung der Quellen ruhenden Übersichten die schriftsprachlichen Regungen der althochdeutschen Zeit und die Anfänge des neuhochdeutschen Sprachtypus in der Reichskanzleisprache des 14. Jahrhunderts. Richard Heinzel bemühte sich in seiner scharfsinnigen 'Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache', die Entstehung und Verbreitung bestimmter schriftsprachlicher Typen zu ermitteln.

Gleichzeitig aber eroberte die germanistische Forschung, lernend von der älteren Schwester, der griechisch-römischen Altertumswissenschaft, jedoch über sie fortschreitend, ein neues Feld und eine neue Methode für die Philologie. Gottfried Hermann und Lobeck hatten die stilistische und metrische Observation, beschreibend oder zu Zwecken der Kritik, auf die Höhe der Vollendung geführt und dadurch allen philologischen Wissenschaften ein unvergängliches Muster aufgestellt. Auch die Germanistik knüpfte an dieses Vorbild an: Lachmanns geniales Beispiel und Lehren, auch aus dem vorliegenden Briefwechsel mächtig hervortretend, lenkte dabei ihren Pflug und führte zu reichen Ernten. Aber sie stellte dann, gleichfalls in der Bahn Lachmanns, aber über seine Leistungen hinauswachsend, die Observation in den Dienst der biographischen und literarhistorischen Analyse und Charakteristik: sie benutzte die Beobachtungen über poetische Motive, über Stil, Syntax, Verskunst nicht mehr vorwiegend für kritische Fragen, für die Entscheidungen über Echt und Unecht. Sie schuf sich daraus in fruchtbarster, neuer Synthese ein Gebäude der inneren Chronologie der literarischen Entwicklung sowohl

des einzelnen Dichters wie der poetischen Gattung. Sie gelangte auf dieser Grundlage aber auch weiter zur Scheidung des Überlieferten, Konventionellen von dem Neugeschaffenen, Individuellen.

Zuerst sind diese motiv- und stilgeschichtlichen Untersuchungen und die daraus fließenden Darstellungen dem deutschen Minnesang zugute gekommen, beginnend mit dessen Frühzeit, dann über Heinrich von Morungen, Reinmar von Hagenau zu Walther und allen Epigonen vordringend und die gesamte Spruchdichtung von Reinmar von Zweter bis Frauenlob umfassend. Kein Geringerer als Ulrich von Wilamowitz, dessen Lebenswerk in so mancher Hinsicht auch der deutschen Philologie ein Vorbild gibt, hat in seiner schönen Rettung der Sappho (Göttingische gelehrte Anzeigen 1896 Nr. 8, S. 629)<sup>1)</sup> anerkannt, daß von diesen Leistungen unseres Fachs die griechisch-römische Philologie ihrerseits lernen und sich den Weg weisen lassen konnte zu einer ihr noch fehlenden 'Topik des hellenischen Mittelalters'. Jedesfalls hat die Stilanalyse und Stilgeschichte, die Motivanalyse und Motivgeschichte des mittelalterlichen Minnesangs und die sie begleitende und ihr folgende verwandte Durchleuchtung der mittelhochdeutschen Epik eingewirkt auch auf die Methode der deutschen Sprachwissenschaft und hat dazu beigetragen, daß diese allmählich die naturgesetzliche Betrachtungsweise, das mechanistische Verfahren, die einseitig phonetische Richtung, die vorwiegende Berücksichtigung des prähistorischen Sprachstands aufgab und mit den inneren, geistigen Mächten des sprachlichen Lebens, mit der geschichtlich überlieferten, in Schriftdenkmälern sich bekundenden Sprache, mit der bewußten Sprachgestaltung Fühlung suchte und fand. Mitgewirkt hat dabei auch der Aufschwung syntaktischer Forschung: über Jacob Grimms nur den einfachen Satz umfassender, bewundernswerter Grundlegung stieg eine den Gesamtbereich der Satzbildung erschöpfende, vergleichende und geschichtliche Darstellung empor, die, durch Miklosichs und Berthold Delbrücks Beispiel und durch theoretische Erörterungen Scherers gefördert, in den Arbeiten von Oskar Erdmann, Otto Behaghel, Hermann Paul, Wilhelm Braune, Hermann Wunderlich, Rudolf Blümel, besonders auch John Ries gipfelte.

Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trat dann das Problem der Entwicklung und Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache, also das Gebiet, für welches Jacob Grimms Grammatik nach seinem eigenen Geständnis eine (von Meusebach oft humorvoll bespöttelte) Lücke gelassen hatte, in den Vordergrund und zwar gleichzeitig von den beiden Endpunkten aus: einerseits von Luthers Bibeldeutsch und dem es vorbereitenden 'gemeinen

1) Wieder abgedruckt: Sappho und Simonides, Berlin, Weidmann, 1913, S. 70.

Teutsch' der Kanzlei- und Drucksprachen, anderseits von der partikularistisch revoltierenden Geniesprache des jungen Goethe und deren späterer Überwindung durch Wiederannäherung an das 'meißnische' Hochdeutsch. Dabei erlangten auch die von Jacob Grimm als lästige Sperren auf seinem Weg zur Erkenntnis des Naturwesens der Sprache beiseite geschobenen Leistungen der neuhochdeutschen Sprachtheorie des 16.—18. Jahrhunderts in Grammatiken, Poetiken, Lehrbüchern des Stils die ihnen zukommende Wertschätzung als unverächtliche Zeugnisse einer redlichen, fleißigen und tief patriotischen Arbeit am Aufbau und an der Sicherung einer gebildeten und einheitlichen Literatursprache.

Ich selbst habe seit mehr als dreißig Jahren der Ansicht Geltung zu verschaffen und sie durch eigene Forschung tiefer zu begründen und fruchtbar zu machen gesucht, daß jede sprachliche Wandlung nicht einfacher Naturvorgang, sondern der sprachliche Reflex einer Kulturströmung sei, entsprungen aus deren überlegener oder als überlegen empfundener gesellschaftlicher Macht. Sprachgeschichte ist, wie ich es ausdrücke, Bildungsgeschichte. Was ich für die deutsche Sprachgeschichte zur Anerkennung zu bringen mich so lange bemühe, hat später, aber auch schon seit mehr als zwanzig Jahren, für das Französische als willkommener Bundesgenosse mit geistvollem Scharfsinn Karl Voßler verfochten. Er hat das Schöpferische in den Sprachveränderungen betont. Viel früher aber als wir beide (1862) hatte der geniale Theodor Benfey sich jeder Auffassung der Sprachwissenschaft widersetzt, die ihr den Charakter einer Naturwissenschaft beilegt oder sie dieser nähert. In seiner noch heute höchst lesenswerten Kritik der 'Lectures on the science of language' Max Müllers bekämpft er das Bild vom 'Wachstum' der Sprache und behauptet für die Sprachentwicklung „eine keineswegs unbeträchtliche Einwirkung des Individuums, des individuellen Geistes“: Bildung neuer Worte, Zurückführung alter, Umwandlung der Bedeutung bestehender Worte, Umgestaltung des ganzen Wesens der Sprache durch große 'Schöpfungen' von Wort-Kunstwerken. Anderseits erkennt er sehr richtig, daß auch in andern menschlichen Entwicklungen „die stillen unkontrollierbaren Wirkungen des allgemeinen Geistes die des individuellen“ fast ebenso weit überragen wie in der Sprache: in der Entwicklung von Sitten und Gebräuchen, in der Mode, in der Entwicklung des Rechts, der Religion, des Staats (Kleinere Schriften I 2, S. 124—127).

Zusammenfassend darf man über das uralte Problem so viel sagen: neben dem naturhaften Leben der Sprache waltet unablässig wirkend das Sprachbewußtsein, und aus ihm fließt sichernd, ausgleichend, verdeutlichend, regelnd oder auch künstlerisch verfeinernd, veredelnd, verschönernd die Sprachgestaltung.

Der Aufschwung im Studium der neuhochdeutschen Schriftsprache, den das fast gleichzeitige Hervortreten mehrerer innerlich und äußerlich freilich sehr verschiedener Darstellungen und Untersuchungen eingeleitet hatte, wirkte zurück auf die wissenschaftliche Behandlung der mittelalterlichen deutschen Sprache. Gegenwärtig ist, fast schon seit einem Menschenalter, das Werden der schriftsprachlichen Bewegung nach ihrem weitesten Umfang und mit allen ihren Abstufungen, Spielarten und Gliederungen eine wichtigste Aufgabe und ein eifrig gepflegter Gegenstand der deutschen Philologie. Während gegenüber Jacob Grimms und Lachmanns unsichern und nicht klaren Hypothesen einer alt- und mittelhochdeutschen Hof- oder Schriftsprache eine Zeitlang die Lehre Franz Pfeiffers und Hermann Pauls, daß jeder mittelalterliche Schriftsteller lediglich in seiner heimatlichen Mundart geschrieben habe, in weiten Germanistenkreisen mehr oder minder entschiedenen Beifall errang (kaum freilich unter den Romanisten!), sind durch eine Reihe höchst sorgfältiger und subtiler lautgeschichtlicher und schreibungsgeschichtlicher, lexikalischer, metrischer und stilistischer Untersuchungen (von Behaghel, Hermann Fischer, Steinmeyer, Kauffmann, Roethe, Kraus, Zwierzina, Edward Schröder u. a.), deren Ergebnisse noch keineswegs ihren Abschluß erreichten, Lachmanns einstige Feststellungen über die Kunstsprache der mittelhochdeutschen Dichter wieder zu Ehren gekommen und so die Quelle geworden verfeinerter Beobachtungen und weittragender Erkenntnis über das Zurückweichen des grob Mundartlichen vor dem mehr oder minder klar erstrebten Ideal einer Gemeinsprache, d. h. einer durch Anlehnung an die literarischen großen Muster, an die Tradition einer Dichtersprache oder Kanzleisprache, autoritativen und weiten Gebieten Deutschlands leichter verständlichen Sprache der Bildung.

Dieser Umschwung hat selbst auf die Erklärung derjenigen Sprachwandlungen und Spracherscheinungen eingewirkt, die bis dahin fast allgemein nur als Teile der Naturseite des Sprachlebens galten und deshalb meistens lediglich physiologisch gedeutet worden waren. Friedrich Kauffmann, der durch seine 'Deutsche Altertumskunde' (München, C. H. Beck, 1913. 1923) Müllenhoffs Werk, den verwandten Versuch Otto Bremers überholend, mit sicherem sprachwissenschaftlichen wie philologischen Können weiter geführt und eine fruchtbare Fühlung der historisch-antiquarischen Wissenschaft mit der seither mächtig aufgeblühten, von Schuchhardt, Kossinna, Ebert und anderen geförderten archäologisch-prähistorischen Forschung wie mit der tiefeingreifenden Limes-Kunde hergestellt hat, leitete jetzt (Zeitschrift für deutsche Philologie 1915 Bd. 47, S. 333—393; 1919 Bd. 48, S. 7—80) den Sprachstand der gotischen Bibelübersetzung und die hochdeutsche Lautverschiebung aus Kulturerlebnissen der Völkerwanderung ab.

Für den Ursprung der hochdeutschen Lautverschiebung hatte schon Jacob Grimm in seiner 'Geschichte der deutschen Sprache' darauf hingedeutet, daß „ein so heftiger Aufbruch des Volkes auch seine Sprache erregt“ haben müsse, für die erste (germanische) wie für die zweite (hochdeutsche) Lautverschiebung hatten Müllenhoff und Scherer die großen Umwälzungen der Übersiedlung in neue Wohngebiete, die 'soziale' Umwandlung, die durch die Okkupation des Landes, durch Akklimatisieren und Einleben hervorgerufen wurde, als ursächliche Faktoren betrachtet. Andere Gelehrte (Penka Hirt, Kretschmer) hatten dann dabei an die Verschmelzung germanischer und keltischer Bevölkerungs- und Sprachelemente im südlichen und südwestlichen Deutschland gedacht.

Der durch Scharfblick und Sorgfalt ausgezeichnete Erforscher der nieder-rheinischen Mundarten Konstantin Nörrenberg, ein Schüler von Wilmanns, hatte hingegen zuerst den oberdeutschen Akt der Lautverschiebung (die Verschiebung der Medien *b d g* zu den Tenues *p t k*) auf die provinzialrömische Bevölkerung *rätischen* (etruskischen) und *rätoromanischen* Stammes zurückgeführt (Globus 1900 Bd. 77, S. 387, 3), Siegmund Feist sowohl keltischen als *rätoromanischen* Einfluß behauptet (Beiträge 1910 Bd. 36, 307 ff. 340 ff.; 1911 Bd. 37, 115 f.; Indogermanen und Germanen, 2. Aufl., Halle a. S., Niemeyer, 1919, S. 17—46). Kauffmann aber unternahm als erster, den sprachlichen Anstoß, der von den Völkerwanderungen ausging, durch genaue Einzelnachweise aufzudecken. Er findet in dem uns überlieferten Bibelgotisch einen durch Gräzisierung gekennzeichneten Kolonialtypus, ein Produkt ostgermanischer Völkerwanderung, verfolgt daneben aber auch die Spuren einer Romanisierung (Italienisierung) dieser gotischen Kunstsprache im 6. Jahrhundert. Die Westgermanen erfuhren nach seiner Darstellung romanische Einflüsse, die im Angelsächsischen den Kolonialtyp der anglofriesisch-ursächsischen Grundsprache erzeugten. Die hochdeutsche Lautverschiebung sondert er in zwei zeitlich scharf getrennte Phasen: die ältere umfaßt die gemeinhochdeutsche Verschiebung der Tenues *t* (im Anlaut, außerdem im Inlaut nach Konsonanten oder in der Verdoppelung) zu *z*<sup>1)</sup>, ferner intervokalischer *t, p, k* zu *zz, ff, hh*<sup>2)</sup>. Diese Verschiebung verlegt Kauffmann ins erste Jahrhundert n. Chr. und vermutet darin eine Folge des Einflusses einstiger Keltenvölkerung Mitteldeutschlands. Die zweite Phase, die auf Oberdeutschland beschränkte, aber auch von den in Italien eingewanderten Langobarden

1) Altsächs. *tiohan, hërta, holt, settian* = ahd. *ziohan, hërza, holz, setzen*.

2) Altsächs. *ëtan, lâtan, slâpan, makôn* = ahd. *ezzan, lâzzan, slâffan, mahhôn*.

mitgemachte alemannisch-bayrische Lautverschiebung der Medien<sup>1)</sup> zu Tenues hat nach Kauffmann im 5.—6. Jahrhundert begonnen und war eine Übernahme romanischer Lautgebung. Noch jünger als diese Medienverschiebung ist die oberdeutsche Verschiebung von k im Anlaut, in der Verdopplung und inlautend nach l n r zu ch<sup>2)</sup>. Sie setzt Kauffmann ins 8. Jahrhundert und leitet sie aus der rätischen oder rätoromanischen Sprache her. Für Kauffmann ist die bestimmende Macht der althochdeutschen Sprachgeschichte der Verkehr innerhalb des fränkischen Reiches: er vermittelte zwischen den einzelnen Mundarten einen Ausgleich, rief Kreuzungen oberdeutscher und fränkischer Sprachtriebe hervor und führte zu vielfachen Wortwanderungen.

Kauffmann bemüht sich, den schon von Scherer betonten Anteil des Affekts zu erhellen, „die Sprachgeschichte zu einer Stilgeschichte in grammatischem Sinne auszugestalten“. Er fordert, daß die „allzufesten Schranken, die den allgemeinen Sprachgebrauch von dem Stil literarischer Kunstwerke total und prinzipiell trennen sollen, beseitigt werden sowohl in der Syntax wie in Wortbildungs-, Flexions-, Laut- und Orthographiegeschichte“ (S. 337 f.). Er meint: „Es waltete über dem ahd. Sprachgebrauch ein höheres Prinzip als das Lautgesetz“. Schon die Lautgesetze und erst recht die sogenannten Analogiebildungen will Kauffmann nicht mit Naturgesetzen, sondern mit Stilgesetzen gleichstellen und das Problem der hochdeutschen Lautverschiebung nur als ein stilgeschichtliches Problem lösen, die neue deutsche Sprachform nicht bloß von Lautgesetzen, sondern auch von sprachschöpferischen Analogiebildungen aus den Anregungen ausländischen Sprachgebrauchs herleiten.

Man sieht: diese bildungsgeschichtliche Betrachtungsweise vollendet die Annäherung zwischen einer Forschungsrichtung, die in der Sprache nach Jacob Grimms Vorgang ein elementares Naturleben, ein unbewußtes Wachsen verfolgt, und jener andern, die mit Lachmann die bewußte individuelle Sprachgestaltung in literarischen Werken zum Gegenstand nimmt. Während noch Hirt die germanische Lautverschiebung entstehen lassen wollte durch den Übergang von der alten aus dem Indogermanischen ererbten musikalischen Betonung zum Starkton (expiratorischen Akzent), suchen Feist für beide Lautverschiebungen, Kauffmann besonders für die hochdeutsche die bewegende Ursache in kolonisatorischen Völker- und Sprachmischungen, in sozialen Kulturinflüssen. Es bleibe dahingestellt, wie weit die Ergebnisse der von Feist

1) Alts. *dohter*, *bindan*, *biodan* = oberd.-hochfränk. *tohter*, *bintan*, *biotan*; fränkisch *bëran*, *lamb*, *sibbia*, *gëban*, *sibun* = gemeinobd. *përan*, *sippa*, *lamp*, alemann. *këban*, *sibun*, bayer. *këpan*, *sipun*; fränkisch *gast*, *gëban*, *ouga*, *stigan*, *liggen*, *ruggi* = altobd. *kast*, *keban*, *ouca*, *stican*, *likkan*, *rucki*.

2) Fränk. *korn*, *wërk*, *wecken* = obd. *chorn*, *werch*, *wecchan*.

und Kauffmann angestellten Überlegungen bereits auf Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit Anspruch erheben dürfen.<sup>1)</sup> Grundsätzlich sind sie von höchster Bedeutung als Symptome der Überbrückung jener Kluft, die Jacob Grimms und Lachmanns Sprachbetrachtung trennt.

Dem Sprach- und Sachforschung vereinigenden 'Bayerischen Wörterbuch' Schmellers, des Freundes der Brüder Grimm und Lachmanns, folgend, suchen schon das 'Schweizerische Idiotikon' (1881 ff.) und das 'Schwäbische Wörterbuch' (1901 ff.), mehr noch die im Erscheinen begriffenen oder vorbereiteten Mundartenwörterbücher der Preußischen Akademie der Wissenschaften im Naturleben der Sprache auch den Kulturgehalt darzustellen. In der Dialektgeographie Ferdinand Wredes und seiner Schüler, die aus Georg Wenkers jetzt endlich als 'Deutscher Sprachatlas' (1. Lieferung: Marburg, N. G. Elwert, 1926) an die volle Öffentlichkeit tretenden Lebensarbeit erstand, in Hermann Teucherts Zeitschrift 'Teuthonista', in dem Buch 'Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden' von Aubin-Frings-Josef Müller (Bonn, Röhrscheid 1926), in Paul Kretschmers 'Wortgeographie der deutschen Umgangssprache' (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1918) bekundet sich aus verschiedenem Anlaß die gleiche Überzeugung: Sprachgeschichte ist sowohl Siedlungs- als Bildungsgeschichte, immer aber Verkehrsgeschichte. Und dem geht parallel der Zug zum Ethnographisch-Sachgeschichtlichen in Rudolf Muchs und Rudolf Meringers sprachwissenschaftlichem Aufbau der germanischen und indogermanischen Altertumskunde.

In der gegenwärtigen Lage der germanischen und romanischen Philologie wird nach alledem der Briefwechsel Grimm-Lachmann doch ein zeitgemäßeres Aussehen haben, als man von vornherein erwarten mag. Natursprache und Sprachgestaltung, naive Wiedergabe ererbter Sprachform und regelndes Sprachbewußtsein — um diese beiden Pole kreist das gesamte sprachliche Leben, und sie sind in dem Briefbündnis zwischen Grimm und Lachmann mit persönlichster Leibhaftigkeit verkörpert. Eine überreiche, ja beinahe unerschöpfliche Fülle des Stoffs liegt für den kundigen Leser in diesen Blättern bereit, um für das Verständnis der ewigen großen Antinomie, in der das Wunder der Sprache sein Geheimnis birgt, gute Dienste zu leisten.

1) Widerspruch erhoben R. C. Boer und J. J. A. A. Frantzen, *Neophilologus* I (1916) 103—11; II (1917) 110—15: grundsätzlich zu Jacob Grimm und Raumer zurückkehrend, erblicken sie in den beiden Lautverschiebungen die Wirkungen einer einheitlichen Besonderheit der germanischen Artikulation und finden diese auch in Lautveränderungen der modernen skandinavischen Sprachen wieder. Vgl. dagegen Feist, *Neophilologus* II 20—34; *Indogerman. u. Germanen* 2 82—89.

### VIII.

Wie reich auch der wissenschaftliche Gehalt dieses Briefwechsels sei, höher fast steht mir der persönliche. Aus unübersehbar massigem Erzgestein des Wissens und Forschens blitzen überraschend immer wieder silberne, goldne Adern warmer Menschlichkeit. Welche Fülle lebendigster Selbstcharakteristik mischt sich diesen Briefschreibern zwanglos in ihre gelehrten Ergüsse! Welch intime Einblicke eröffnen sie oft in ihr häusliches Dasein, in ihr inneres Verhältnis zu Amt, Kollegen, Fachgenossen, zu wichtigen und unwichtigen politischen oder sonstigen Tagesereignissen, zu den großen sittlichen Fragen, zu den die Zeit bewegenden allgemeinen wissenschaftlichen Gegensätzen, die zugleich Grundgesetze der menschlichen Natur sind.

Jacob Grimm wie Lachmann legten das Schwergewicht ihrer Kraft nicht in ihre Universitätsvorlesungen, obgleich doch Lachmann als überragender Führer der Wissenschaft keine geringe Zahl bedeutender Schüler heranzog und ausbildete. Jacob Grimm, als er 1829 seine Kasseler kurfürstliche Bibliothekarstelle, die er 1816 einem Ruf an die Universität Bonn vorgezogen hatte, mit einer Göttinger Professur vertauschte, klagte einmal, das Auftreten zu bestimmter Stunde auf dem Katheder habe etwas Theatralisches, das ihm zuwider sei. Im Winter 1830/31 hat er ein angekündigtes Kolleg über Otfried nicht gehalten, weil sich nur sieben Hörer und nachträglich zwei gemeldet hatten, er aber zwölf als Mindestzahl betrachtete (15. November 1830). Demgegenüber konnte Lachmann in Berlin, wo er seit 1825, zuerst als außerordentlicher, von 1827 als ordentlicher Professor und seit 1830 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften wirkte, obgleich der Inhaber der Nominalprofessur für deutsche Sprache und Literatur, der gelehrte, aber romantisch wirre Friedrich Heinrich von der Hagen gewiß ein ungefährlicher Konkurrent war, in seiner 'Geschichte der deutschen Poesie bis ins 13. Jahrhundert' nur 15 Zuhörer, „darunter etwa 12 constante und theilnehmende“, in seinem früheren Nibelungen-Kolleg gar „nur 8, darunter faule“ um sich sammeln und tröstete Jacob Grimms Klage mit der Versicherung: „den Otfried würde ich gar nicht anzuschlagen das Herz haben“. Mit der ihm eigenen Virtuosität in der scherzenden Verdrehung geflügelter Worte, die freilich seinem mit Humor zum Platzen gefüllten Freunde, dem Freiherrn von Meusebach noch geläufiger war, setzte er prophetisch hinzu: „Es ist unpoetische Zeit: weh dir, daß du

kein Enkel bist“ (28. Dezember 1830). Allerdings verfügen die jetzt lebenden Enkel, wenn sie in Berlin oder an irgendeiner andern deutschen Universität die Geschichte der altdeutschen Poesie oder die Nibelungen im Kolleg behandeln, über größere Hörerzahlen, über Mengen, die Lachmann sicher phantastisch erscheinen würden, und gewiß kann anderseits ein mehrstündiges Spezial-Kolleg über Otfried selbst heute schwerlich auf großen Zulauf rechnen.

Aber dies bleibt bestehen: sowohl Lachmanns als auch Jacob Grimms Vorlesungen haben auf die Dauer keine größeren Hörscharen angezogen; Als Jacob Grimm 1841 seine Vorlesungen in Berlin aufnahm, fand er freilich mehrere hundert Personen versammelt. Jedoch die Zahl der eingeschriebenen Hörer betrug dann selbst für dieses erste Kolleg nur 33, für die Deutsche Grammatik im folgenden Winter 63, für die Germania im Sommer 1843 61; im nächsten Winter schon hatten sich für seine Grammatik nur 33 eingeschrieben, und die fünfte und letzte Vorlesung, die er in der Berliner Universität gehalten hat (im Sommer 1847), zählte gar nur 26 Zuhörer (vgl. Max Lenz, Geschichte der Universität Berlin II 2, S. 145). Lachmann hat nicht einmal diese Hörerzahlen erreicht. Er schrieb an Jacob Grimm, bald nachdem dieser in Göttingen seine Vorlesungen zum ersten Mal begonnen hatte, was er selbst darüber empfand: „Nicht wahr? es ist eine dumme Einrichtung, daß sie zu bestimmter Stunde sind; zumal für Leute wie ich, die aus der Hand in den Mund leben, und sich durchaus nicht schon heute auf morgen früh 8 Uhr vorbereiten können“, und warnend fügt er hinzu: „Lassen Sie nur die Grammatik nicht unterkriegen“ (20. Mai 1830).

Ihm wie Jacob Grimm lag die an keine Stundenordnung gebundene schöpferische Freiheit des Forschens mehr am Herzen als der regelmäßige Lehrbetrieb, der Fertiges in fester Dosierung geben muß. Allerdings waren damals — dies halte man sich gegenwärtig — in den historisch-philologischen Fächern, namentlich aus naheliegendem Grunde in der eben ihrer Wiege entwachsenden germanistischen Wissenschaft die Besuchsziffern der Privatvorlesungen von ihrer heutigen Höhe ganz allgemein weit entfernt, Lachmann las im Winter 1841 über den Parzival vor 4 Zuhörern (an Haupt 27. November 1841), und mehrfach gestaffelte überfüllte Seminarübungen mit den zu Bergen sich türmenden schriftlichen Arbeiten, deren Durchsicht heute den germanistischen Professor jedes Semester aufs neue zum Sisyphos macht, hat man, als Grimm und Lachmann die Studenten in ihre Urwaldrodung blicken ließen, noch nicht einmal geahnt. Gleichwohl haben auch die heutigen germanistischen Universitätslehrer keinerlei Ursache, die beiden Briefschreiber um die äußern Verhältnisse, in denen sich ihr gelehrtes Wirken abspielte, auch nur im geringsten zu beneiden.

Schon ihre materielle Lage blieb immer äußerst bescheiden: die der Grimms längere Zeit im Kasseler Bibliotheksdienst sogar bedrängt, in Göttingen recht knapp, selbst nach der Berliner Berufung im Zenith ihres Ruhms keineswegs glänzend; die Lachmanns gleichfalls nur für seinen anspruchslosen Junggesellenstand ausreichend. Aber viel schwerer lastete auf allen drei, wie ihr Briefwechsel an vielen Stellen mit einer Tragik ausspricht, der eine bittere Komik beigemischt ist, fortgesetzt die Kette der Amtsgeschäfte, die sie zum Schaden ihrer schöpferischen Forscherarbeit mit sich schleppen mußten. Noch im Februar 1836 stöhnt Jacob Grimm über den Ort, an dem er und sein Bruder doch, was auch manche Äußerungen im vorliegenden Briefwechsel durch anschauliche kleine Züge beleuchten, in Benecke, dem Lehrer Lachmanns, einen alten treuen fürsorglichen Freund und urteilsfähigen Mitforscher fanden und bald in Dahmann, Göschen, Otfried Müller, Gervinus neue Freunde gewannen: „Es sieht mich hier fremd an aus allen Gassen und ich möchte manigmal auf und davon.“

Es hat etwas Peinigendes, wenn Jacob Grimm aus diesem ihm und den Seinen wegen des steifen Hofratstons und anderer Dinge unangenehmen Göttingen Klage erhebt über seinen sechsstündigen Bibliotheksdienst, wo er „wie ein Knecht im Joch“, „unter beständigem Herumrennen Bücher aufzusuchen, andre hinzustellen“, den unzulänglich gewordenen Realkatalog der englischen Geschichte zweimal auf einzelne Zettel abzuschreiben hat, wo sein eigensinniger kleinlicher und grillenhafter Vorgesetzter, der steinalte Bibliotheksdirektor ihm die wissenschaftlichen Neuerscheinungen unzugänglich macht, indem er sie ein Jahr ungebunden bei sich liegen läßt, dann für ein halbes Jahr dem Buchbinder übergibt und nachher den Rezensenten der Göttingischen gelehrten Anzeigen zuschickt, so daß sie in den drei ersten Jahren nicht zu haben sind, wo derselbe Gemütsmensch auch die gelehrten Zeitschriften erst aus seiner Stube hergibt, wenn sie ein Vierteljahr alt geworden sind, so daß die Grimms z. B. Lachmanns Kritik über ein verfehltes Wolframbuch des Hegelianers Rosenkranz nicht lesen konnten und genötigt waren, die Zeitschriften sich von auswärtigen Bibliotheken kommen zu lassen oder selbst zu abonnieren.

Kaum geringere Qual empfindet der Leser, wenn Lachmann wiederholt der unendlich zeitraubenden Nebenpflichten gedenkt, die ihn zwingen, Probekationen der Schulamtskandidaten anzuhören und Massen von Schüleraufsätzen, etwa die Prüfungsarbeiten der Pommerschen Gymnasien, zur Kontrolle des Unterrichts durchzusehen.

Allein härter fast als solch äußerer Druck unliebsamer Lebensgestaltung traf mancher, das persönliche Gebiet berührende Verdruß, dessen Zeuge wir

durch den Briefwechsel werden. Besonders empfindlich machen sich die Stöße, die von Fachgenossen und Kollegen herrühren. Davon geben diese Briefe reichliche und überaus lebendige Kunde. Wir sehen, Lachmann und die Brüder Grimm halten innerlich zusammen, weil sie sich eins fühlen in dem gemeinsamen strengen Dienst einer Forschung, die mit unablässig gespannter Kraft das höchste erreichbare Ziel sucht und in unbeirrbarer Redlichkeit nach der Wahrheit trachtet. So stehn sie seit ihrer ersten brieflichen Verknüpfung als fester Dreibund mit wachsender Abneigung der unerfreulichen Trias von germanistischen Mitforschern Friedrich Heinrich von der Hagen, Graff, Maßmann gegenüber, die zwar fleißig und voll Eifer mancherlei wichtige Aufgaben der jungen Germanistik angreifen, aber in ihren zahlreichen und umfanglichen Büchern, Abhandlungen, Rezensionen niemals von romantischer Verworrenheit, dilettantischer Willkür, allerlei verschrobenem Eigensinn loskommen, nicht selten auch flüchtig und nachlässig arbeiten und vor allem den ihnen an Begabung und Gewissenhaftigkeit weit überlegenen drei Bahnbrechern einer wirklich philologischen Methode vielfach Eifersucht, Mißgunst, selbst Unehrllichkeit und offene oder versteckte Feindschaft beweisen.

Lachmanns Briefe machen dem berechtigten Unmut darüber oft in scharfem Höhn Luft. Seinem auf kritische Beobachtung eingestelltem Wesen war ja eine Neigung angeboren zu Ironie und neckendem, nicht selten auch beißendem Spott, selbst den nächsten Freunden gegenüber. Das hatten schon in seinen Göttinger Universitätsjahren die Studiengenossen empfunden. Das verleugnet sich auch in diesen Briefen nicht ganz. So reibt er sich an des in Engländererei etwas versteiften Benecke spröden Wunderlichkeiten, an Immanuel Bekkers allzu wortkarger Editionsweise, der immer die geplanten und notwendigen Anmerkungen unter der Feder schwinden, an der umständlichen Darstellung in Wackernagels Erstlingsarbeiten. Diese und ähnliche gelegentliche Plänkeleien gegen näher oder ferner stehende Gelehrte sind indessen nur harmlos gutmütige Regungen seines Temperaments. Ein tiefer bitterer und begründeter Groll tritt dagegen hervor aus mancher Äußerung über das Berliner Trifolium von der Hagen, Graff, Maßmann. Und auch die Grimms, obgleich Jacob anfangs längere Zeit Graff und Maßmann gegen Lachmann in Schutz nimmt oder entschuldigt, haben sich allmählich ganz seiner Verurteilung angeschlossen. Lachmann selbst hat übrigens Maßmanns Person einmal (S. 639) sehr milde und nachsichtig gewürdigt, ihn als „eine ehrliche ernste Natur, der es freilich an Anmut fehlt“, anerkannt, allerdings zugleich auch die seinen Büchern niemals fehlenden „Albernheiten und Geschmacklosigkeit“ betont.

Heftig und schneidend oder zornig aufbrausend wird Lachmanns Kritik, wo er sittliche Fehler entdeckt, Eigennutz oder Trägheit, Mangel an Offenheit

und Geradsinn: über Hoffmann von Fallersleben spricht sein Brief vom 18. 19. November 1834 sehr scharf, und selbst über Böckh, den großen Sachphilologen, der Lachmann, dem großen Wortphilologen, als älterer Fachgenosse und mächtiger Rival in der Fakultät wie in der Akademie gegenüberstand, hören wir gleichzeitig eine grimmige Scheltrede, die mittelbar auch Bopp trifft. Die Ursache dieser starken Erregung war die Beurteilung und Versorgung Graffs, der in der von Eigenlob und Selbstbejammerung, serviler Kriecherei und frommer Salbung widerlich triefenden Vorrede zum ersten Band (1834) seines dem preußischen Kronprinzen gewidmeten Althochdeutschen Sprachschatzes ohne Namensnennung grundlose, gegen Lachmann und Schleiermacher zielende Verdächtigungen ausgesprochen hatte, aber von einer Gruppe der Akademie begünstigt wurde, zu welcher Böckh und der in seinen späteren Schriften Lachmann „fatal und trocken“ erscheinende Bopp (S. 604) gehörten.

Wenn Lachmann hier gegen Böckhs „Wut und Bosheit“ wettet und ihn „herrsüchtig, intrigant und parteisüchtig“ nennt, so wirken wohl auch ältere Verstimmungen über die Frage der Seminarleitung mit. Aber Lachmann bündigt seinen Zorn selbst und nimmt ihm den Stachel, indem er einlenkend bedauert, daß Böckhs Verhalten Mißbilligung verdiene: „denn er ist viel zu gut dazu“. Später wurde Lachmanns Stellung zu Böckh eine durchaus kollegialische, und auch in unseren Briefen finden sich dafür Belege. Immerhin soll Lachmanns maßloses Wort in dem genannten Brief, das durch Graffs taktlose Bemerkung, Schleiermacher sei kein eigentlicher Philosoph, hervorgerufen, aber keineswegs gerechtfertigt war, nicht vertuscht werden: „So etwas . . . darf in unserer nichtswürdigen Akademie ungestraft ausgesprochen werden.“ Begreiflich wird es doch nicht aus Lachmanns Strenge und Härte im Urteil über sittliche Fehler. Hier wirkte ein anderes Motiv erregend mit, das mit der edelsten Eigenschaft seines Charakters verwachsen war: es war seine Freundestreue, die sich empörte, weil er den von ihm innig geliebten und gleich hoch als Mensch wie als Religionsphilosoph und Forscher verehrten Schleiermacher leichtfertig von einem mittelmäßigen Gelehrten herabgesetzt sah, ohne daß aus der Versammlung eine Zurückweisung erfolgte.

Aus demselben Grunde hatte er früher Wilhelm Schlegels Eitelkeit und fade Geistreichelei, die auch Jacob Grimm belächelte, doch aus Dankbarkeit für einst in seiner Jugend von ihm empfangene Anregungen mild verschleierte, zwar ohne Erregung ebenso possierlich wie anschaulich geschildert, aber sich aufs tiefste darüber entrüstet, daß Schlegel Lächerliches aus Niebuhrs Römischer Geschichte, das man nicht verteidigen konnte, zu parodieren sich nicht scheute (S. 515).

Briefwechsel Grimm-Lachmann.

V

Es ist sehr leicht, über Lachmanns in der Tat manchmal furchtbar harte und schroffe Urteile den Stab zu brechen. Aber man tut ihm Unrecht und erkennt sein menschliches Wesen völlig, wenn man ihn darum für gemütlos hält. Er empfand vielmehr rasch, stark und tief in Liebe und Abneigung, Bewunderung und Verachtung und gab seinen Empfindungen lebhaften, oft allzu heftigen Ausdruck. Eine Natur wie die Wilhelm von Humboldts mit ihrer äußerlichen Kühle und Zurückhaltung stieß ihn daher ab. Dessen allerdings sehr förmlicher Dankbrief für Übersendung der Wolfram-Ausgabe erregte ihn tagelang: „Diese Todtenkälte, dies vornehme Anerkennen des Fleißes in einem Buche, dem man wohl ansehen muß daß es mit Liebe gemacht ist, ist mir noch jetzt so widerwärtig daß ich vielleicht doch noch lieber das Buch [Humboldts] über Hermann und Dorothea lesen würde als diesen Brief“ (2. Juni 1833, S. 610f.).

In Lachmann paarten sich zu einer wunderbaren Verbindung weiches zartestes Gefühl, das inniger Freundschaft und Liebe fähig war und ihrer bedurfte, mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit und sittlicher Strenge gegen sich wie gegen andere. Hochmut oder Herzenskälte und Menschenverachtung, die man auf Grund oberflächlicher Eindrücke an ihm wohl finden konnte und seine Gegner oft ihm vorgeworfen haben, lagen seiner Natur völlig fern. Mit Recht durfte er an Wilhelm Grimm von sich schreiben: „Ich bestehe auf nichts hartnäckig als auf dem Finden der Wahrheit“ (17. Juni 1820, S. 750). Diese Selbstcharakteristik des jungen Königsberger Extraordinarius, der zwei Jahre zuvor gleich bei seinem ersten Auftreten sentimentalen Schöngeistern durch seine kühle Beurteilung Matthissons und Tiedges den Anschein überheblicher Tadel-sucht erweckt hatte, bleibt bestehn für sein ganzes wissenschaftliches und menschliches Wesen. Sie findet ihren reinsten Widerklang in Jacob Grimms späterem schönem Wort: „Die freude jedes studiums ist die wahrheit“ (7. Okt. 1833, S. 627). Lachmanns eben angeführter Jugendbrief an Wilhelm Grimm bringt auch andere Bekenntnisse, die seinen Wesenskern erleuchten: die wohlbegründete Abrechnung mit des betriebsam fleißigen von der Hagen Trägheit im Sprachlichen, mit Büschings allseitiger Faulheit, mit Creuzers '*philosophemata*', die freilich Wilhelm Grimms Antwortbrief (S. 763f.) in Schutz nimmt, mit des ihm lange befreundeten Bunsen vorschnell geistreichem Scharfsinn in luftiger Mythen-, Geschichts- und Sprachdeutung. Er erzählt, Bunsen, sein Göttinger Studiengenosse, habe ihn „zuletzt förmlich verachtet“, weil er „immer im Kleinen treu zu sein bemüht war“. Im Kleinen treu sein! Das ist in der Tat die Quelle der Größe Lachmanns, aber zugleich ebenso auch der Brüder Grimm. Und sie auch ist es, die Lachmann an Lobeck im Gegensatz zu Creuzer rühmte (S. 748f.).

Als Lachmann im Sommer 1827 sein Berliner Nibelungenkolleg (ebenso wie von der Hagen) nicht zustande gebracht hat, schreibt er boshaft scherzend an Jacob Grimm, im nächsten Semester werde er aber nun über den Titulieren lesen und zeigen, daß in dem Brackenseil des Schionatulander die ganze Hegelsche Philosophie steckt (S. 516). In diesem scharfen Widerstand gegen die Übergriffe der Hegelschen Schule war er ganz einig mit den Brüdern Grimm, die namentlich auch durch die Kritik von Gans über den vierten Band von Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter sich gekränkt fühlten.

Alle, die Lachmann im Leben näher kannten, rühmten einstimmig seine Liebenswürdigkeit, hilfsbereite Güte, seine Fröhlichkeit und seinen niemals versiegenden Humor im geselligen Verkehr. Auch der gegenwärtige Briefwechsel gibt dafür viele köstliche Zeugnisse. Wie anmutig und herzlich nimmt Lachmann am Familienleben der Brüder teil! Wie liebevoll und sinnig in Scherz und Ernst weiß er die Zuneigung der Frau und der Kinder Wilhelm Grimms zu erwecken und sich zu erhalten! Innerlich kalten und hochmütigen Menschen gelingen diese Eroberungen nicht. Sein weiches Herz enthüllt sich ergreifend beim Tode Schleiermachers in männlich starker Trauer. Und welch zärtlicher Ton schwingt in der traulich derben Liebkosung, mit der sein gelehrter Dankbrief über Wilhelm Grimms Freidank-Ausgabe (19. November 1834) am Schluß das Haus des Freundes umfaßt: „Da Ihr einmahl nicht kommt (es wäre freilich besser), so kriegt man ordentlich Sehnsucht Euch liebes Pack wieder zu besuchen.“ Eine fast jugendhafte Spaßlust aber verrät das drollige Billet auf der Rheinreise aus Göttingen, das seine und Buttmanns Ankunft in Kassel und die Freude auf die „bestellten Feldhühner“ meldet (7. September 1839).

Die Harmonie der drei großen Forscher steigt in diesem Briefwechsel aus einem Ozean von Gelehrsamkeit und Scharfsinn als leuchtende Sonne auf: sie war eine wirkliche Seelenverwandtschaft und jahrelang auch volle Seelengemeinschaft. Auf ihrer schönsten Höhe steht sie in den Jahren 1833 und 1834, als Lachmann seine Wolfram-Ausgabe „Drei Freunden in Göttingen Ge. Fried. Benecke Jac. Grimm Wilh. Grimm zum Gedächtniß treues Mitforschens“ widmete und Jacob Grimm als Gegengabe ihm seinen 'Reinhart Fuchs' darbrachte, das Buch, an dem er unter allen seinen Werken nach eigenem Geständnis die größte Freude empfunden. Man muß die Briefe lesen, die den Dank und die entzückte Überraschung über diese Widmungen beiderseits bekunden, um voll nachzufühlen, wie warm und innig die gemeinsame wissenschaftliche Arbeit die Herzen der drei Freunde durchströmte und zusammenhielt. Damals fand Jacob Grimm in der Freude über Lachmanns 'Wolfram', den er ja auch in seinem Nachruf auf den toten Freund neben dem 'Lucrez'

als sein Meisterwerk gepriesen hat, die Worte, die man nur mit Erschütterung lesen kann: „Eine solche arbeit glücklich vollbracht zu haben muß andere freude und beruhigung gewähren, als ich bei meinen büchern empfinden kann: von diesen wird lange nichts mehr stehn, wenn noch Ihr muster von vielen nachgeahmt und von wenigen erreicht bleiben wird . . . Ihrer vielfachen freundschaft zu danken hab ich es, daß fernerhin auch meines namens dabei gedacht werden kann“ (8. April 1833, S. 607).

Beide Brüder öffneten dem Genossen ihrer Lebensarbeit mit unbegrenztem Vertrauen den Einblick in alles, was ihre Seele bewegte. Einen breiten Raum nahmen die Berichte über Erkrankungen und Leidenszustände der geliebten Familienglieder ein: vor allem Wilhelm Grimms, aber auch seiner Frau und der andern Geschwister. Kein Leser wird ohne tiefe Ergriffenheit die Herzenslaute vernehmen, die bei diesen Gelegenheiten in Jacob Grimms Berichten hervorbrechen.

## IX.

Unterschiede des Charakters und Temperaments, Gegensätze der wissenschaftlichen Auffassungen waren genug vorhanden und kommen reichlich in unserem Briefwechsel zur Sprache. Fast wie ein Symbol dieser Verschiedenheit ihrer Naturen wirkt ein an sich geringfügiges Auseinandergehen im Gebrauch einer alltäglichen stilistischen Wendung. Der Herausgeber der Jenaischen Literaturzeitung hatte in eine Rezension Lachmanns zu seinem Verdruß ein 'so' hineinkorrigiert: „den er so sehr verdient“. Dieses 'so' will Lachmann nur zulassen als gemüthlichen Ausdruck oder in Romanzen. Aber wer sage: „der so große Leibnitz“, „verräth schwäche und ungeschick, er weiß nicht auszudrücken einen wie hohen grad er meint“ (11. Dezember 1823 S. 432). Jacob Grimm dagegen schreibt gleich in seinem nächsten Briefe arglos: „von dem (in der syntax mehr als in der formenlehre so fruchtbaren) slavischen unterschiede“ (S. 434), erklärt dann freilich, auf Lachmanns Kritik eingehend, dieses 'so' für eine „in den meisten fällen dumme ellipse“ nach französischem Vorbild (*qu'il merite tant*), bekennt jedoch, daß es ihm selbst entwischt sei, und hat es denn auch selbst nicht selten verwendet. Es ist ein Lieblingswort in der Geniesprache des jungen Goethe und seiner Genossen, ein Lieblingswort auch des weiblichen Stils, zumal in Briefen (vgl. z. B. das fünfmalige 'so' in dem herzinnigen Brief von Dorothea Grimm über den Tod Klenzes, 18. Juli 1838 S. 897): ein lyrisches Element, ein gefühlvolles oder auch nur lässiges Zeichen für Unausgesprochenes, Unausprechbares. Jacob Grimms Sprache in seinen Schriften, so viel bewußte, häufig gewaltsame stilistische Kunst in Anlehnung bald an altdeutsche, bald an volksmäßige, bald an lateinische Sprachformung darin lebt, hat manches mit der Geniesprache gemein. Lachmanns Deutsch erstrebt über alles Knappheit und Schärfe des Ausdrucks, sie meidet jedes überflüssige oder bloß stimmungshafte Wort, verschmäh't alles Kolorit und gibt nur feste Linien. Alles Lyrische bleibt ihr fern. Es wäre reizvoll, diesen Gegensatz der Sprache Jacob Grimms und Lachmanns im Einzelnen aufzuzeigen. Der menschliche Gegensatz der Beiden würde dadurch voll zur Anschauung kommen. Mit ihm aber ist der wissenschaftliche Gegensatz aufs engste verbunden, den unser Briefwechsel sehr anziehend inmitten aller Gemeinschaft des gelehrten Ziels und Strebens vor Augen stellt.

Hingewiesen sei hier besonders auf Jacob Grimms leise Beanstandung der in Lachmanns Textkritik keine ganz klare Rolle spielenden Zerlegung des Gedichts von der Nibelunge Not in Abschnitte von 28 Zeilen („diese seltsamen Heptaden“), und auf seine Bemerkung über das entsprechende Aufgehen der Verszahl des ‚Iwein‘, ‚Parzival‘, ‚Willehalm‘ in Versgruppen von 30 Zeilen (Februar 1836 S. 662f.) wie über Lachmanns Herausschälung von zwanzig ursprünglichen Nibelungen-Liedern. Jene Zerlegung in Abschnitte aus Heptaden kommt Jacob Grimm vor wie ein Rahmen, wie ein Netz, in die das Gedicht verstrickt wird, ohne ihrer zu bedürfen. Aber die hier sich andeutende Verschiedenheit der Auffassung hat lange ebensowenig wie die zwischen Wilhelm Grimm und Lachmann brieflich erörterte ihrer Ansicht über Wesen und Entwicklung der deutschen Heldensage das herzliche Verhältnis gefährdet. Standen sie sich doch auch in ihren politischen Anschauungen nahe genug, um niemals in der Beurteilung der übeln Lage der Weltverhältnisse ernsthaft sich von einander zu entfernen.

Durch die Juli-Revolution von 1830, die wir heute sehr kühl betrachten, die aber Goethe mit einem nahezu fassungslosen Entsetzen, Niebuhr mit verzweifelndem Pessimismus erfüllte, schien Jacob Grimm „eigentlich wieder unser alles auf dem Spiel“ zu stehen, während Lachmann die schwarzen Prophezeiungen nicht begriff und seine Zeit, in die er sich freilich vergnügt und heimisch nicht finden konnte, nur eine wunderbar unpoetische nannte, die aber groß sei in der Kritik im hohen Stil über den Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts (S. 552. 554).

Mit Rührung lassen uns die Briefe verfolgen, wie die drei Großen die Mängel ihrer wissenschaftlichen Begabung durch wechselseitige Beihilfe ergänzen. Lachmann, der Formalphilolog, will für die in Ulrichs von Lichtenstein ‚Frauendienst‘ genannten Personen seiner Ausgabe keine Nachweise aus Urkunden, sondern nur ein Namenverzeichnis begeben (S. 533f., 20. März 1829) dagegen rät Jacob Grimm, aus zwei modernen Regestenwerken die Belege auszuziehen (S. 534f.). Lachmann hat zwar selbst den Rat nicht ausgeführt, aber durch seinen Freund, den Historiker Theodor von Karajan, diese Lücke dem Wunsche Grimms entsprechend ergänzen lassen. In der Casseler lateinischen Apokalypse-Handschrift des 8. Jahrhunderts will er sich um die begleitenden lateinischen Homilien, auf die Jacob Grimm Wert legt, nicht kümmern, weil ihn nur das textgeschichtliche Problem der Überlieferung des Neuen Testaments fesselt (S. 531. 533, 16. 20. März 1829). Aber Jacob Grimm, universeller und sachlicher eingestellt, läßt nicht nach in seiner Forderung und rät, den Theologen Lücke über den Verfasser und das Alter der Stücke zu Rate zu ziehen (S. 534, 535f.).

So wenig solche Verschiedenheit des Umfangs der wissenschaftlichen Interessen die beiden Freunde von einander innerlich entfernte, hat das der fundamentale Gegensatz ihrer Arbeitsweise zu tun vermocht. Jacob Grimm war durch und durch eine monologische Natur, wie ihn Scherer treffend genannt hat. Er meinte, daß er sich am besten geborgen fühlen würde in klösterlichem Leben ohne andern Mönchsdienst, wenn es so etwas unter Protestanten gäbe, und mit Recht durfte er von sich sagen: „Es ist so meine Natur, daß ich aus Umgang und Lehre immer weniger gelernt habe als durch mich selbst“ (13. Mai 1840, S. 711). Lachmann, so viel und Großes er seinem eigenen Genie verdankte, war doch aus der alten Tradition der klassischen Studien hervorgegangen, die ihm in Göttingen durch den ästhetisch gestimmten, den Realien zugewandten Christian Gottlob Heyne, den Lehrer der Brüder Schlegel, entgegengetreten war. Er hatte aber sehr bald auch auf sich wirken lassen die Verjüngung der griechisch-römischen Philologie durch Friedrich August Wolf und Gottfried Hermann, und war dann erst zum Bahnbrecher einer neuen Wissenschaft geworden. Und so stark in ihm der Forscher den Lehrer überwog, er besaß doch in höchstem Maße und betätigte die Kraft, durch Anleitung und straffe Zucht persönlich Schüler heranzubilden zu seiner Methode der kritischen Philologie.

Lachmann hat in jungen Jahren Meisterwerke geschaffen: 1816 als Dreißundzwanzigjähriger seine Ausgabe des Properz und seine Habilitationsschrift über den Ursprung der Nibelungensage. Er war früh gereift und fertig. Aber sein schriftstellerisches Schaffen war immer nur die knappste, gedrängteste Zusammenpressung einer langen vorausgehenden wissenschaftlichen Gedankenarbeit, und die Darstellung seiner kritischen, sagengeschichtlichen, metrischen Forschungsergebnisse bot er in einer fast skeletthaften Körperlosigkeit oder aufgelöst in wortkarge Anmerkungen. Lachmann war sich dieses Mangels sehr bewußt. In einem Brief an Wilhelm Grimm fügt er seiner tiefgehenden Betrachtung über das Werden des Epos als Schluß die Worte hinzu: „Sie müssen bei einem, dem es schwer wird erträglich zu schreiben, schon so vorlieb nehmen“ (Herbst 1820, S. 767). Jacob Grimm hingegen, ein moderner Herakles der Wissenschaft, getrieben von der in ihm glühenden dämonischen Urkraft des Findens und Sammelns, Forschens und Entdeckens, ungeheure wüst daliegende Stoffgebiete erst der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich machend, schuf ohne vorher gefaßten Plan, ohne genauere und streng festgehaltene Einteilung und Gliederung der Darstellung, ohne Konzept immer aus erster Niederschrift, wie sie ihm in heißem Drange der Gedanken auf das Papier floß, sofort für den Druck, mit dem Setzer wetteifernd. Er hat nach eigenem Geständnis sein Hauptwerk, die 'Deutsche Grammatik', fertig und im

Zusammenhang niemals durchgelesen, seine Ansichten während der Arbeit und des Drucks ungescheut gewandelt und berichtigt, durch Nachträge und Zusätze ergänzt. Und sobald ein Buch vollendet war, erschien es ihm reif für eine völlige Neugestaltung in einer zweiten Bearbeitung, die er dann freilich nur in sehr begrenztem Maße liefern konnte. Als Lachmann ihn nach einem Besuch in Göttingen im April 1836 verließ, war noch kein Plan zur Syntax, dem vierten Bande der Grammatik, gefaßt, geschweige denn ausgearbeitet. Am 3. Juli aber waren schon sechs Bogen gesetzt. Mit Stolz und Befriedigung fügt Grimm dieser Mitteilung hinzu: „Es steht also darum wie um meine übrigen sachen und in der ausarbeitung hoffe ich doch eins und das andere zu treffen. Der Plan war mir diesmal das fatalste, ich habe aber nun glücklich angebrochen“ (3. Juli 1836). Er war dann aber doch empfindlich, als Löbe, der selbständige Kenner der gotischen Sprache (s. oben S. XLIV) und Verfasser einer wertvollen gotischen Syntax, seine Deutsche Syntax unfertig nannte und die vielen Nachträge bemängelte, gab anderseits freimütig manche „unhaltbaren und gewagten Einfälle“ preis, wie denn auch, obgleich es ihm gewiß an Selbstgefühl und Verlangen nach Anerkennung und Ruhm nicht fehlte, wiederholt auf eine uns rührende Weise seine Briefe an den großen Freund die Unvollkommenheit seiner Grammatik und auch anderer seiner Werke hervorheben. Charakteristisch für sein eruptives Schaffen ist auch, daß er Inhaltsübersichten, die bei dem ungeheuren Stoffreichtum aller seiner Bücher ein dringendes Bedürfnis des Lesers waren, als „sehr pedantisch“ verschmähte (S. 523, Abs. 3 Schluß).

Auch nicht ihre abweichenden Beurteilungen anderer führender Gelehrten haben je zwischen Lachmann und den Grimm eine trennende Schranke errichtet. In der Ablehnung der Hegelischen Philosophie stimmten sie, wie gesagt, überein: neue wissenschaftliche Methoden scheinen sich durchsetzen zu können nur, wenn sie sich gegen jede Betrachtungsweise fremder Art abzäunen. Niebuhr wollte von Kant nichts wissen; Jacob Grimm versichert in einem der hier vorliegenden Briefe, als Lachmann halb scherzend den Sohn Karl Ferdinand Beckers, des Verfassers der verdienstvollen und stark wirkenden Deutschen Grammatik auf philosophischer Grundlage, den Sohn seines Gegners nennt, fast mit einer gewissen Empfindlichkeit, dieses Buch nie gelesen zu haben. Der romantischen Mythendeutung Creuzers und den zu strengerer Methode nicht vorgedrungenen ersten Sämännern altdeutscher Studien, den Schlegel, Büsching, Docen, von der Hagen, Mone, Zeune, Maßmann, Graff haben die Grimm zwar immer nachsichtiger gegenübergestanden als Lachmann, aber im Grunde sie wie er als überwunden betrachtet und von ihnen je länger je entschiedener sich abgekehrt. Über die Leistungen Bopps,

dessen erstes Hauptwerk Lachmann selbst mit höchster Bewunderung aufgenommen hatte, während er seinen späteren Arbeiten, wie oben (S. LXV) bemerkt, mit Abneigung und Tadel entgegentrat, urteilte Jacob Grimm freundlicher und auch gerechter. Eine gegen die 'Deutsche Grammatik' gerichtete Abhandlung von ihm aus dem Jahr 1827 würdigte er unbefangen, eingestehend, daß er selbst „naturalistisch und auf gut glück in das sanskrit hineingehauen habe“, und fand dabei eines seiner wunderschönen Gleichnisse, um das eigene Verfahren gegenüber dem sprachvergleichenden zu charakterisieren und zu schützen: „Ich komme mir wie einer vor, der sich ein haus baut und zuweilen über die Bodentreppe läuft, um durch die lüken zwischen die nachbarsdächer zu schauen, aber immer gern wieder herabsteigt und unten wohnt, wo geringere aussicht ist“ (S. 510. 518, 20. April, 21. Juli 1827).

Die unermüdlich ausgedehnte Erörterung des Problems der Heldensage zwischen Lachmann und Wilhelm Grimm hat zwar in vielen Punkten ein Einvernehmen bezeugt oder herbeigeführt, aber doch auch einen von Wilhelm Grimm selbst genau bezeichneten, ganz scharfen Gegensatz der entscheidenden Grundansicht: „Sie sehen, ich lasse alles von oben herabkommen und sich nach unten ausbreiten und in den Sand verlieren, die entgegengesetzte Ansicht [nämlich Lachmanns] läßt das Epos aus einzelnen Keimen zu großen Massen aufschießen. Diese aber wird überhaupt nicht von der Geschichte unterstützt, überall ist ein Herabsinken des Überlieferten sichtbar“ (S. 759, 3. Juli 1820). An dieser Auffassung — den Schlußsatz könnte ungefähr so als allgemeines kulturgeschichtliches Axiom doch auch Goethe ausgesprochen haben, denn er stammt, obgleich romantischer Lehrsatz, aus rationalistischem Erbe — haben beide Grimm im Wesentlichen doch immer festgehalten. Und Lachmann seinerseits hat im großen und ganzen auf dem entgegengesetzten Standpunkt durchaus verharrt.

Alle diese Wälle trennender Einzel-Ansichten und der ganzen geistigen Disposition, die zwischen Lachmann und den Grimms vom ersten Augenblick ihrer Verbindung standen, haben ihrem innerlich engen wissenschaftlichen und menschlichen Zusammenschluß nie den Weg verbaut, haben nicht gehindert, daß die drei eine herzinnige Freundschaft umschlang, wie sie unter gereiften Männern, zumal unter selbständigen Forschern von genialer Begabung und Eigenart, ganz selten, vielleicht sonst niemals erlebt worden ist.

Und dennoch kam es zu einer tiefen Entfremdung, zu einem Zerwürfnis, das zeitweise dem Bruch entgegenzutreiben drohte.

## X.

Den Anlaß gab die große Krise im Leben der Grimms: ihre Teilnahme am Protest der Göttinger sieben Professoren gegen die Rechtsverletzung des Königs Ernst August von Hannover, ihre Amtsenthebung (1837) und nach drei trüben Jahren der Verbitterung und Sorge ihre Rettung, die Berufung an die Berliner Akademie der Wissenschaften.

Es sind diese Vorgänge und insbesondere die daran sich knüpfende Entzweiung der Brüder Grimm mit Lachmann und ihrem Freunde Savigny schon vielfach auf Grund verschiedener brieflicher Quellen und Akten dargestellt (von Springer, Scherer, Sybel, Wendeler, v. Harnack, Koser, Schillmann, Lenz). Auch aus dem vorliegenden Briefwechsel sind gerade mit Beziehung hierauf entscheidende Äußerungen gedruckt worden. Andererseits war die Scheu, das Briefmaterial über dieses heikle Ereignis offen vorzulegen, eine Hauptursache für die so lange durch die Erben und Verwalter des Nachlasses erzwungene Geheimhaltung dieser wertvollen Urkunden.

Jetzt nach dem vollständigen ungekürzten und unveränderten Abdruck des Briefwechsels Lachmann-Grimm steht das Eine unzweifelhaft fest: irgendein vernünftiger Grund, die Bekenntnisse der drei Freunde über diesen Schlag, der ihre Verbindung traf, zu verheimlichen, ergibt sich aus keinem Wort. Keiner von ihnen hat sich etwas vorzuwerfen. Alle Briefe, die zwischen ihnen in dieser Sache gewechselt wurden, auch die Entwurf gebliebenen, nicht abgesandten Äußerungen, enthalten nichts, was ihre wissenschaftliche und menschliche Ehre herabsetzen könnte. Im Gegenteil: auch sie sind Zeugnisse ihrer reinen, sachlichen, hochherzigen Denkweise.

Der Verlauf der Entfremdung war der folgende. Der Plan, die Brüder Grimm nach Berlin zu ziehen, an die Universität oder in eine andere geeignete Stellung war sehr früh entstanden. Wilhelm Schlegel hat davon und nicht zum ersten Mal schon im April 1827 gesprochen (S. 510). Als die Grimms durch ihre Amtsentsetzung brotlos wurden, lag eine Wiederaufnahme des Gedankens nahe. Nachdem Jacob Grimm im Jahr 1830 als ein Opfer der Krise, zu der die Wahl Hegels führte, mit diesem und andern Kandidaten, und zwar er mit nur einer an der absoluten Mehrheit fehlenden Stimme, bei der Wahl zum ordentlichen Mitglied durchgefallen war, hatte man ihn 1832 zum auswärtigen Mitglied, Wilhelm Grimm zum korrespondierenden Mitglied der

Preußischen Akademie der Wissenschaften gemacht. Auf Grund dieser Stellung dachte Jacob Grimm schon 1838 seinen Wohnsitz nach Berlin zu verlegen, dadurch in die Reihe der ordentlichen Mitglieder überzutreten und das Recht zu Vorlesungen an der Universität zu erhalten. Damals rieten aber Berliner Freunde, darunter Lachmann, ab. Sicherlich mit guten sachlichen Gründen, aus kluger Erwägung, wie wenig solche Vorlesungstätigkeit als Akademiker, zu der zunächst natürlich auch nur Jacob Grimm günstigsten Falls berechtigt gewesen wäre, den Brüdern eine auskömmliche Lebensstellung gesichert hätte, selbst wenn die Zulassung bei der Universität vom König oder dem Kultusminister mit Rücksicht auf den politischen Makel, der nach Auffassung der legitimistischen und reaktionären Kreise seit ihrem Protest und ihrer Entlassung an ihnen haftete, nicht beanstandet worden wäre. Beide Grimms hatten zudem selbst damals eine starke Abneigung gegen das absolutistische, freieren geistigen Regungen feindliche Regiment in Preußen, überhaupt gegen norddeutsches Leben und den Zwang und Lärm der großen Stadt. So war ihnen das Scheitern des Plans eigentlich ganz erwünscht.

Aber die Stimmen, die damals unter ihren Freunden laut wurden über ihren Göttinger Protest, befriedigten sie zum Teil wenig und gerade von jenen Männern nicht, deren unbedingte Zustimmung sie erwarteten. Savigny, ihr einstiger Lehrer, der Freund ihrer Familie und Schwager des ihnen nah befreundeten Achim von Arnim und seiner Gattin Bettine geb. Brentano, zeigte wohl warmes Mitgefühl mit ihrer Lage, äußerte sich aber sonst zurückhaltend und vermied es, ein Urteil über den ganzen Rechtsstreit auszusprechen. Lachmanns Briefe nach der Amtsentsetzung liegen uns nun vor. Sie sind sicherlich freundschaftlich und herzlich. Den Grimms waren auch sie zu kühl.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., hatte schon im Dezember 1837, also unmittelbar nach Jacob Grimms Landesverweisung, dem Minister von Altenstein brieflich eine Anregung gegeben, die Grimms für Berlin zu gewinnen. Er hat auch seitdem nicht aufgehört, für die Durchführung seiner Absicht zu wirken, die auf stärkste politische Hindernisse stieß. Dabei unterstützte ihn Bettine von Arnim mit der ihr eigenen geschäftigen Energie und enthusiastischen Lebendigkeit. Ihrer dichterischen Begabung ist Wilhelm Grimm im Hinblick auf ihren 'Briefwechsel Goethes mit einem Kinde' in einem Gleichnis gerecht geworden, das doch auch für sie selbst, für ihre wunderliche und dabei großartige Persönlichkeit gilt: „Es strömt bei ihr nicht bloß eine frische Quelle, sondern, wenn ihre Feiertage kommen, springt auch, wie sonst bei der Kaiserkrönung eine Fontaine mit rothem und weißem Wein“ (18. Oktober 1834, S. 876). Bettine unterschätzte die entgegenstehenden Schwierigkeiten, sie

glaubte, es fehle nur am guten Willen der einflußreichen Personen. Zumal in ihrem Schwager Savigny, in Ranke, namentlich aber in Lachmann erblickte sie heimliche Gegner der Berufung der Grimms. Nach ihrer leidenschaftlichen Weise gab sie dieser Überzeugung mündlich und in Briefen heftigsten Ausdruck. Einzelne Gespräche und selbst einzelne Worte mußten ihr dazu dienen, ihren Verdacht zu stützen. So trug sie in den ihr nahestehenden Kreis, z. B. zu Varnhagen, eine Art Legende, die auch auf die Brüder Grimm einen gewissen Eindruck machte, zumal sie durch das erlittene Schicksal, insbesondere durch politische Anfeindungen, denen ihr Auftreten in reaktionären Kreisen ausgesetzt war, empfindlich und mißtrauisch geworden waren. Auf diese Weise kam es denn nach einer Zeit heimlicher Spannung zwischen Lachmann und den beiden Grimms zu einer brieflichen Aussprache, die jetzt in vollem Wortlaut gedruckt ist.

Die Worte, die Lachmann damals (in drei Briefen vom 30. Mai und 20. Juni 1839, 10. Mai 1840) fand, um den geliebten Freund sich zu retten und ihn über sein wahres Verhalten aufzuklären, und namentlich der letzte Brief, nachdem ein persönlicher Besuch in Kassel mit Buttman noch nicht alle Wolken verscheucht hatte, werden jedem Leser ans Herz greifen. Sie haben ihre Wirkung auf die Brüder nicht verfehlt. Jacobs Antwort vom 13. Mai 1840 beginnt mit dem vollen Seelenklang der Freude und des Glücksgefühls, daß alle Mißstimmung ausgelöscht ist. Zugleich schickt er als Siegel des neu geschlossenen Freundschaftsbundes sein „Sendschreiben an Lachmann über Reinhart Fuchs“. Und nun bricht Lachmann dankerfüllt in einen Jubel aus wie ein Schulknabe. Der denkwürdige Brief (S. 712 f.) entkräftet jeden Verdacht, der sich etwa gegen Lachmanns Aufrichtigkeit regen könnte. So schreibt nur ein reines Gemüt, ein redlicher Sinn, und solche Herzenslaute entquellen der Brust eines gereiften ernsthaften Mannes nur, wenn er wirklich im Innersten aufgewühlt ist.

Varnhagen hat am 28. Oktober 1840 nach einem Besuch bei Bettine in seinem Tagebuch vermerkt: „Das Hierherkommen der Brüder Grimm . . . ist ihr eine gewonnene Schlacht gegen den Schwager Savigny, ein Sieg über Lachmann und Ranke“ (Schillmann, Sitzungsber. d. Berliner Akademie 1914 S. 476): damit gibt er als objektiver Chronist eben nur die Meinung Bettinens, nicht aber den wahren Verlauf der Sache und nicht die Rolle, die Savigny, Lachmann und Ranke in Wirklichkeit darin gespielt haben. Und der leidenschaftlichen Anklage, die Bettine erhob, hat man einfach entgegenzuhalten die schöne Erklärung Jacob Grimms in dem eben erwähnten Brief: „Was Bettine von Ihnen sagt oder glaubt, thut bei mir weder Ihnen abbruch, noch ihr selbst, wenn sie irrt. Denn sie irrt nur in edler absicht; sie ist ein überströmendes

gefäß, das kein Maß hält, und alle Dinge zu sehr durch einander wirft und gewaltsam zum Ziel treiben will“ (S. 710). Ein schwerer Fehlgriff aber war es, wenn Herman Grimm zu diesem herrlich wahren und gerechten Urteil gehässig hinzusetzte: „Sie hatte leider recht. Lachmann wollte uns von Berlin fernhalten.“

Unser Briefwechsel bezeugt, mit welchem freudigen Eifer und mit welcher liebevollen Hilfsbereitschaft Lachmann vielmehr bemüht war, Jacob Grimm den ersten Rekognoszierungsaufenthalt im künftigen Wohnort so bequem als möglich zu machen (s. die Briefe vom 16. 20. 26. November 1840, S. 717 f. 906 f.). Und noch sicherer schwindet jeder Zweifel, wenn man liest, wie er bei der allerersten noch vertraulichen Nachricht, die ihm „Grund gibt zu glauben, daß Grimms hierherkommen werden“, den ihm am nächsten stehenden Freund Moriz Haupt sofort eingeweiht hatte. „Wollen Sie darauf ein Glas Wein trinken, so thun Sies allein und stoßen mit sich selbst an. Ich thu es heute Mittag ebenso, weil ich erst seit gestern Abend mehr weiß als in den Zeitungen steht“ (an Haupt 12. November 1840, Vahlen S. 66 f.). Als die Berufung endlich gelungen war und die Brüder in die Hauptstadt Preußens übersiedelten, richtet er an Wilhelm Grimms Frau, das von ihm besonders herzlich verehrte 'Dortchen', einen Beruhigungs- und Ermutigungsbrief voll zartester Fürsorge, um der Kleinstädterin die Schwere des Umzugs und des Eintritts in die ungewohnten und gefürchteten Berliner Verhältnisse weniger empfindlich zu machen (19. Januar 1841, S. 907 f.). Die Angekommenen begrüßt er dann mit dem wertvollsten Geschenk, das er bieten konnte, mit der Widmung der zweiten verbesserten Ausgabe seiner Nibelungen: „Den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm zum freundlichen Willkommen. Berlin den XIX. Merz 1841.“

XI.

Der vorliegende Briefwechsel bietet aus der Zeit des Berliner Zusammenlebens nur vier Briefe von Jacob Grimm an Lachmann und drei Briefe Lachmanns an jenen. Bedeutung hat von diesen Zuschriften nur eine, die einzige ausführlichere: Lachmanns Brief vom 30. Oktober 1846. Darin sucht er sich mit Bitterkeit gegenüber dem scharfen Tadel zu rechtfertigen, den Jacob Grimm in der Allgemeinen Zeitung wider ihn und Moriz Haupt ausgesprochen hatte, weil sie unentschuldig der Frankfurter Germanistenversammlung, obgleich Gründer des Vereins und Unterzeichner der Einladung, ferngeblieben wären. Es zeigt sich hier, wie eine auch sonst in unserem Briefwechsel gelegentlich zur Sprache kommende Verschiedenheit der wissenschaftlichen Interessen die beiden Freunde unter Umständen in einen erregten Gegensatz bringen konnte. Die Brüder Grimm verfolgten mit Herz und Seele und allen ihren Kräften nur das einzige Ziel: die Pflege und Erhebung der Wissenschaft vom deutschen Leben, die sie begründet hatten. Lachmann hingegen ist der griechisch-römischen Altertumswissenschaft, von der er ausgegangen war, niemals untreu geworden, auch nachdem er selbst den eigentlich philologischen Betrieb der altdeutschen Studien geschaffen. Es gibt ihm das gelegentlich zu Selbstironisierungen Anlaß, indem er sich etwa als Aristarch bezeichnete, der zuviel anficht und zu strenge Gleichheit fordert, und von der Hagen als Zenodot gegenüberstellt, weil der alle Fehler der Überlieferung duldet (2.—4. Sept. 1821, S. 305), oder wenn er an Jacob Grimm schreibt: „Ich habe bei mittelh. Wörtern immer noch eine andre Rücksicht als Sie, eine Atticistische, ob ein Wort oder eine Form der Hofsprache gemäß, verbreitet und unanstößig gewesen ist, ohne Rücksicht auf die innere Richtigkeit der Bildung“ (16. Aug. 1831, S. 566). Lachmann hat der griechisch-römischen Altertumswissenschaft stets die gleiche Liebe bewahrt wie der deutschen: sein großes Lebenswerk umrahmen sein 'Properz' und sein 'Lucrez' und 'Lucilius', und in der letzten Periode seiner literarischen wie seiner Lehrtätigkeit überwiegt durchaus die Beschäftigung mit der Antike. So gab er denn, uns begreiflich genug, im Jahr 1846 von den fast gleichzeitigen Gelehrtenkongressen, die beide zu besuchen, ihm körperliche Rücksicht widerriet, der Jenaischen Philologenversammlung den Vorzug vor der Frankfurter Germanistenversammlung. Jacob Grimm aber konnte das nicht begreifen.

Diese Beschwerde und Entschuldigung, die den übereilten Vorwurf des Freundes abwehrt, entläßt den Leser des Briefwechsels freilich mit der Ahnung, daß die beiden Begründer der deutschen Altertumskunde, die, solange sie von einander getrennt lebten, verbrüderet gewesen waren, nun da sie in Berlin am selben Ort im beruflichem und gesellschaftlichem Nebeneinander dauernd vereinigt waren, innerlich sich ferner rücken könnten. Und dieses bange Gefühl täuscht leider nicht ganz. Schon das damalige Berlin, so zwerghaft es im Vergleich mit dem heutigen war, erschwerte gleich diesem durch seine Weiträumigkeit den freundschaftlichen Verkehr. Lachmann begründete dadurch in einem Brief an Haupt (16. April 1848) sein seltenes Zusammentreffen mit Jacob Grimm. Auch die politischen Wellen im Jahrzehnt der Revolution und Reaktion (1841—1851) erschütterten manchmal den Boden gemeinsamer Überzeugungen, auf dem die Freunde gestanden hatten, obwohl sie auch schon den Göttinger Protest nicht ganz übereinstimmend beurteilten: im ganzen wohl beide konservativ gerichtet, gingen sie doch in manchen Fragen jetzt nicht einig.

Aber mehr als alles dies wirkte ihre wissenschaftliche Entwicklung: sie hat Lachmann und Jacob Grimm von einander entfernt. Die unvergänglichen Grundwerke, die 'Deutsche Grammatik', die 'Deutschen Rechtsaltertümer', auch noch die 'Deutsche Mythologie' hatten unvorstellbar große Massen geschichtlichen Stoffs als Zeugnisse eines langen Verlaufs nationalen Lebens gesammelt, gesichtet und mit schöpferischer Phantasie gedeutet. Sie hatte kein vorher gefaßter genau überlegter Plan beengt: die Darstellung folgt in ihnen nur dem Impuls der beobachtenden Hingabe an den Stoff, aus der eine gewisse innere Ordnung von selbst hervorwächst. Durch die gewaltsame Wendung seiner Bahn war Jacob Grimm abgedrängt worden von der ruhigen Vollendung seines Hauptwerkes: dem vierten Band der 'Deutschen Grammatik', der von der Syntax nur den einfachen Satz behandelte, folgte kein fünfter über den zusammengesetzten. Und das geplante Buch über die 'Geschichte der deutschen Sitte', die beabsichtigte Neubearbeitung der 'Rechtsaltertümer' blieben ungeschrieben. Das auf Anregung befreundeter Verleger unternommene große nationale Werk, das 'Deutsche Wörterbuch', brachte wohl Rettung für seine bürgerliche Existenz. Aber es belastete auch seinen Schaffensdrang mit der drückenden Fessel einer in fest geregelte Fächer verteilten Darstellung. Doch der Dämon in Jacob Grimms Entdecker- und Eroberernatur litt keinen solchen Zwang. Er schüttelte die Ketten der lexikographischen Fronarbeit ab: er schwang sich kühnen Flugs in das Luftreich gewagter Etymologien, er schuf ein bewunderungswürdiges, dichterisch herrliches Werk, die 'Geschichte der deutschen Sprache', worin mit Gelehrsamkeit, Scharfsinn und glänzendster

Kombinationskraft auf einem Irrweg das Dunkel der vorgermanischen Urzeit erleuchtet und ferne, weit abliegende geschichtliche Quellen für sie erschlossen werden sollten.

Es war das ein Rückfall in die vorkritische, in die romantische Periode seines Schaffens. Er verwischte die Zeit- und Völkergrenzen. Er übertrug die Kultur der Geten auf die Goten. Das wäre einem Creuzer oder Görres, einem Kanne oder Wolke natürlich und angemessen gewesen. An dem Verfasser der 'Deutschen Grammatik' konnte es verstimmen. Was er hier bot, wohl war es romantische Methode. Aber zugleich doch auch Aufwärmung jener längst überwunden geglaubten nationalen Geschichtspheasantik, wie sie nach mittelalterlichen Ansätzen der feierliche Vaterlandskult der Renaissance seit ihrem Ursprung bis in ihre spätesten barocken Ausläufer geübt hatte, indem er die Vorzeit des heimatlichen Stammes in die erreichbar älteste historische Urzeit zurückschob und willkürlich verknüpfte mit den frühesten Nachrichten über die ältesten Völker. Aus den patriotischen Geschichtsträumen der Renaissance waren freilich im 16. und 17. Jahrhundert die Anfänge der germanischen Philologie erwachsen. Hier zeigt sich — und nicht allein in dieser Übereinstimmung — die lange verkannte geistige Verwandtschaft zwischen der Renaissance und der Romantik.

Auf den gefährlichen Wolkenpfaden der 'Geschichte der deutschen Sprache' konnte Lachmanns kritischer Geschichtssinn dem Freunde nicht mehr mit verstehender Teilnahme folgen. Der Meister der Methode, dem die Darstellung seiner Erkenntnisse immer ein hartes Ringen mit dem möglichst genauen und knappsten Ausdruck blieb, stand solchen Leistungen der Inspiration zwar bewundernd, aber ablehnend gegenüber. Er hat, schrieb er an Haupt (23. Dezember 1848) dieses Buch „mit der größten Mühe hinuntergewürgt“: „Neben den schönsten Sachen so viel Willkürliches und auf plumpe Böcke Gegründetes ist mir so zuwider wie eine unwahre und ungrade Politik.“ Auf manche weitgreifende Deutungsversuche in Jacob Grimms Berliner Akademieabhandlungen bezieht sich später, als Lachmann in einer durch Krankheit und die politischen Übel nervös gereizten Stimmung sich befand, sein ärgerliches Wort von der 'fahrigen Genialität'. Er verkannte dabei keineswegs die schöpferische Überlegenheit des Einzigen und wußte sehr wohl, daß er selbst nicht eines dieser von großartiger Intuition erfüllten, dichterisch be-seelten 'Aufsätzchen' hätte schreiben können (an Haupt 25. Dezember 1850).

Auf der andern Seite war auch Lachmanns wissenschaftliche Entwicklung geeignet, das volle Einverständnis Jacob Grimms zu beschränken. In Lachmann lebte ein Vertrauen auf die Macht der Kritik, das einen Anflug von religiöser Verehrung hatte. Er glaubte sozusagen an eine gewisse Zauber-

kraft der Kritik und fügte sich daher verwundert, aber willenlos ihren Ergebnissen. So erklärt sich sein Verhalten zu den Heptaden, die er schon 1819, 1822 in seinen an Gottfried Hermann anknüpfenden beiden Untersuchungen über die Metrik und den Umfang der griechischen Tragödien gefunden hatte. Danach sollten sowohl die Verszahl der einzelnen Chorsysteme als die Summe aller Chorverse einer Tragödie, die Summe aller Verse einer jeden dramatischen Person und die Zahl der Chorgesänge wie die Zahl der Reden der Einzelpersonen durch die Zahl sieben teilbar sein. Urkundlich bezeugte Analogien zu diesem Zahlenverhältnis sah Lachmann in folgenden Beobachtungen auf dem Gebiete des mittelhochdeutschen Schrifttums, die allerdings keineswegs alle gleich sicher sind und die sich im Laufe der Zeit ihm selbst verschoben, so daß seine daraus gezogenen Folgerungen sich wandelten.

Die erste kurze Mitteilung findet sich in Lachmanns Brief an Jacob Grimm vom 25. Mai 1823 (S. 304): „Der ganze Parzival besteht aus 827 Abschnitten von 30 Versen = 24810, ein sicheres Kriterium [!] der echten und unechten Verse“. Auf Jacob Grimms erstaunte Frage über diese 'wichtigen Entdeckungen' (S. 401) bringt dann nähere Aufklärung der Brief vom 2. Juli 1823 (S. 408f.): die einzige eingehendere Begründung, die wir von Lachmann für seine Auffassung dieser Abschnitte besitzen. Er maß jetzt aber der ganzen Sache wenig Wert bei: „Die Geschichte mit den Abschnitten im Parzival sehen Sie für viel zu wichtig an, es folgt daraus wenig“. Seine Erläuterung des Zahlenverhältnisses nennet er nun eine 'geringfügige Bemerkung'. Später hat er doch Gewicht darauf gelegt und das Zahlenverhältnis der Abschnitte als Hilfsmittel der Kritik besprochen und benutzt<sup>1)</sup>. Seine Nachweise und Schlüsse sind im Einzelnen mehrfach angefochten, berichtigt und eingeschränkt worden: von San Marte, C. Bock, Karl Helm, am genauesten von Albert Schreiber, zuletzt von Ludwig Wolff<sup>2)</sup>. Lachmann hielt für sicher und es ist lange als sicher betrachtet worden, bedarf aber auch nach den genannten Untersuchungen künftiger umfassender Nachprüfung, daß in Wolframs Parzival die Gesamtzahl der Verse und vom fünften Buch ab auch die jedes einzelnen Buches durch 30 teilbar ist. Nach den darüber gepflogenen Erörterungen scheint es hingegen unzweifelhaft zu sein, daß Abschnitte von 30 Zeilen, ohne regelmäßig mit Sinnesgrenzen zu enden, in den besten Handschriften oft durch große Initialen sichtbar gemacht werden und daß in seinem 'Willehalm' dieselbe Teilung von vornherein für jedes Buch durchgeführt war. Fest steht auch, daß Wolframs

1) Wolfram-Ausgabe Vorrede S. IX f. und zu Parzival 125; Iwein-Ausgabe bei und zu Vers 297. 3473. 3945. 4775; Anmerkungen zum Nibelungenlied Str. 1235 bis 1239.

2) Zeitschrift f. deutsches Altertum 1924, Bd. 61, S. 181 f.

Briefwechsel Grimm-Lachmann.

Fortsetzer und genauer Nachahmer Ulrich von dem Türlin die Absätze auf 31 Zeilen erweitert und sie gleichzeitig zu Abschnitten des Sinnes gemacht hat, indem er an ihrem Schluß jedesmal statt des Reimpaars eine Reimtrias erscheinen läßt. Überliefert ist eine durch 30 zerlegbare Gesamtsumme der Verse in der 'Krone' Heinrichs von dem Türlin und im 'Trojanischen Krieg' Konrads von Würzburg. Aber da beide Gedichte nur in einer Handschrift vorliegen, ist ein Zufall dabei nicht ausgeschlossen. Von Lachmann behauptet ist Teilbarkeit durch 30 auch für die Verszahl des 'Iwein' Hartmanns von Aue und der 'Klage'. Allein die kritischen Ausscheidungen, durch die erst diese Möglichkeit entsteht, sind nicht unbestritten. Lachmann selbst hat in der Handschrift A der 'Klage' die vollständige Verszahl, die 144 Abschnitte von 30 Zeilen ergibt, erst kurz vor seinem Tode in der dritten Ausgabe angenommen, während er früher 4 Verspaare übersehen, 32 Verse als unecht ausgeschaltet und dann 153 Abschnitte zu 28 Verszeilen ausgerechnet hatte. Diese Zahl von 28 Verszeilen schien ihm nämlich im strophischen Heldenepos die natürliche Entsprechung für die 30 der Reimpaar-Epen: im Nibelungenlied bildeten nach seiner Meinung 28 Verszeilen, d. h. 7 vierzeilige Strophen das Maß solcher Abschnitte. Aus inhaltlichen Gründen hatte er dreizehn Strophen als nachträglichen Zusatz ausgeschieden: die anachronistisch fabulösen Strophen über Bischof Pilgrim von Passau, den angeblichen Bruder der burgundischen Königmutter Ute. Nach Abstrich dieser Pilgrim-Strophen verblieb ein echter Strophenbestand von 2303 Strophen. Diesen gliederte Lachmann, teilweise im Anschluß an das Verfahren der von ihm zugrunde gelegten Handschrift gegen Ende des Liedes, durch Auszeichnung mit großem Anfangsbuchstaben in 329 Absätze, die gerade wie bei Wolfram nicht Sinnesabschnitte waren, von je 28 Verszeilen oder 7 Strophen. Das echte Gedicht bestand danach also aus 329 Heptaden.

In seinen 'Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage', die erst zehn Jahre später (1836) herauskamen, ging Lachmanns Kritik aber viel einschneidender vor. Als Interpolation verwarf er jetzt nicht weniger als 879 Strophen. Als echt ließ er nur noch 1437 gelten. Diese gliederte er aber nun nicht mehr durch Auszeichnung des Initialbuchstaben am Eingang der Heptaden. Vielmehr zerlegte er jetzt das echte Gedicht in 20 inhaltlich selbständige Lieder, die, wie er annahm, einst auch eine eigene Existenz gehabt hatten. Die Auszeichnung der Initialen an den früher als Heptadenanfänge angenommenen Stellen ließ er nun als störend fortfallen.

Die zwanzig Lieder, die Lachmann in einer Prachtausgabe getrennt herausgab, entbehrten darin der Strophenzählung. Erst Karl August Hahns Sonderabdruck der 20 „echten Lieder von den Nibelungen nach Lachmanns Kritik“

zählte und bezifferte die Strophen den einzelnen Lieder. Jacob Grimm war, wie oben (S. LXX) zur Sprache kam, die von Lachmann nachgewiesene und durchgeführte Gliederung in Absätze ohne den Charakter von Sinnesabschnitten in seiner Parzivalausgabe unbehaglich gewesen. Aber beim Erscheinen der Nibelungen-Anmerkungen hatte er ihr in eingehender Erörterung eine hohe Bedeutung beigelegt und eine literargeschichtliche Folgerung daran geknüpft (Februar 1836, S. 662 f.). Gleich nach Lachmanns Tod entdeckte er dann in einer Besprechung jenes Hahnschen Abdrucks, daß die Strophenzahl eines jeden dieser 20 Lieder in Heptaden zerfiel (Göttingische Gelehrte Anzeigen 1851, S. 1748—1752, Kleinere Schriften 5, 477 ff.). Davon hatte Lachmann, dem es natürlich nicht entgangen sein konnte, niemals weder in seinen Schriften noch zu Schülern oder Freunden Rechenschaft gegeben, überhaupt diesen Sachverhalt nie erwähnt. Jacob Grimm hat in seiner Akademie-Rede auf den verstorbenen Freund, wenige Wochen nach dessen Tod, von Lachmanns Entdeckung „dieser Zahlenverhältnisse, nach welchem ganze Gedichte in bestimmte, dem Ohr unfühlbare Glieder oder Ketten aufgingen“ gesprochen (Kleinere Schriften 1, 154 f.). Er hatte zugestanden, man könne nicht umhin „anzunehmen, daß beim Hersagen und Aufzeichnen längerer Gedichte auf solche die Poesie selbst unberührt lassende Gliederung irgendein uns noch nicht hinlänglich aufgeklärtes Gewicht fiel, folglich die Textkritik ihr Augenmerk dahin zu richten befugt ist“. Aber gleichzeitig betonte er die dabei waltende „Gefahr, dem Text eine solche unbeabsichtigte Einteilung gleichsam aufzudrängen“, d. h. „durch Ausscheiden oder Zuthun einzelner Zeilen nachzuhelfen, um dadurch das erwartete Zahlenverhältnis herzustellen. Angesichts der von ihm bemerkten, von Lachmann niemals erwähnten Tatsache, daß die von diesem hergestellten sogenannten 20 echten Lieder sämtlich aus einer größeren oder kleineren Anzahl von Heptaden bestehen, hob er zwar hervor, daß auch von den 39 mit Überschriften nach ihrem Inhalt bezeichneten Kapiteln oder 'Aventiuren', in welche unsere alten Handschriften das Nibelungenlied einteilen, nicht weniger als neun einen durch die Siebenzahl teilbaren Strophenbestand haben. Aber er fragt: „bis wohin hat der Zufall sein Recht und wo beginnt die Willkür?“ und er folgert: mag bei Lachmanns Ausscheidung der 20 echten Einzellieder und seinen Athesen die Rücksicht auf Inhalt, Versbau, Grammatik überwogen haben, so müssen aber zugleich „die Heptaden ihm eine Richtschnur gewesen sein, wider die man sich sträubt“. Schließlich hören wir dann ein Urteil, das uns den Vorstoß gegen die Heptaden psychologisch in seinem letzten Grunde verstehen lehrt: „dem freien ungehemmten Atemzug des Epos scheinen solche gleichförmige halbnaturwüchsige Zahlen entgegen, und die Kritik des Inhalts wird für ihren alten [Originaldruck: ihre alten] Zweifel aus neuen von der Form

dargereichten Bestätigung ziehen dürfen“. Hier redet doch immer noch der romantische Geist, der in dem Volksepos ein organisches Ganze, ein inkommensurables Wunder erblickt und vor dreisten Griffen zudringlicher, zersetzender Kritik behüten will. Die zweite, im Ausdruck bis zur Unverständlichkeit dunkle und doppelsinnige Hälfte des angeführten Satzes soll besagen: den „alten Zweifel“, den Jacob Grimm gegen den Inhalt der von Lachmann als allein echt ausgeschiedenen zwanzig Nibelungenlieder gehegt hat und immer noch hegt, findet er nun bestätigt durch die neuen Zweifel, die ihm Lachmanns Behandlung der Form des Kunstwerks, sowohl des ganzen Nibelungenepos als der ausgeschiedenen Einzellieder in seiner Heptadentheorie und ihrer Durchführung erregt.

Lachmanns rational-historischer Kritik des Heldenepos und seiner Liederttheorie widersetzt sich Jacob Grimm nun offen. Er tut es einmal als Verfechter des Organismus-Gedankens. Insofern bricht hier wieder der oben charakterisierte Grundgegensatz hervor zwischen der Auffassung der Brüder Grimm, die in der Sprache, Sage, Volksepik vorwiegend das natürliche Leben und Wachsen sieht, und jener andern, die darin die bewußte Gestaltung durch Individuen wahrnimmt. Aber Jacob Grimm lehnt sich gegen Lachmanns Kritik des Epos zugleich auf als Wortführer des Subjektivismus, als Schützer der schöpferischen Freiheit poetischer Erfindung und Umbildung. Insofern also steht er mit Lachmann grundsätzlich auf dem nämlichen Boden: er kämpft nur — und gewiß mit Recht — gegen Lachmanns Überspannung der rational-individualistischen Kritik epischer Dichtung, für die er zwar den Ausdruck 'Volkslieder' verwendet, aber als Urheber, Träger und Verbreiter Dichter, Um- und Fortdichter, Interpolatoren von ausgeprägter Persönlichkeit und mit verschiedenartigem Ton und Stil annimmt und nachzuweisen bestrebt ist.

Allein dies fordert doch auch die Gerechtigkeit, nachdrücklich auszusprechen: der Begriff 'Volksepos' auf dem die Anschauungen der Grimms fußen, ist vor der geschichtlichen Epenkritik des Philologen Lachmann und seiner Schüler zerflattert und ist abgelöst worden durch den sachlicheren, klareren Begriff des Heldenepos. Viel von den Ergebnissen der Lachmannschen Epos-Kritik ist der Zeit zum Opfer gefallen. Aber auch die heutige Nibelungenforschung geht, indem sie diesen zweiten Begriff allein zuläßt und indem sie je länger je mehr in die Schranke zwischen höfisch-ritterlicher Epik und Heldenepik Breschen legt, der Spielmannsepik eine viel bedeutendere Rolle zuweist, als die Grimms es taten, vielfache Entlehnungen ausländischer Sagenmotive in der nationalen Epik erkennt, durchaus auf der Bahn, die Lachmanns historische und rationale Kritik des individuellen Elements in der Ge-

schichte der epischen Dichtung für uns gebrochen hat. Andererseits steckte in Lachmanns Heptadenkünstelei doch auch ein Rest romantischen Geistes: ein im Unterbewußtsein noch wirkender Glaube an die geheime Magie der Zahlen im dichterischen Hervorbringen wie in der handschriftlichen Überlieferung. Wenn Jacob Grimm dagegen mit gutem Grunde sich auflehnte, so bekriegte er, der selber sein Leben lang die Romantik nie ganz überwand, einen romantischen Atavismus gerade desjenigen großen Lichtbringers, der wie kein anderer beigetragen hatte, die romantischen Nebel aus der deutschen Wissenschaft zu verjagen. Und ebenso hat Jacob Grimm, der Romantiker, bei seiner Anfechtung der Heptaden mit Recht einer andern Grundauffassung romantischer Herkunft in Lachmanns Nibelungenkritik, in seinen bestimmten Scheidungen der echten Lieder, ihrer Fortsetzungen und ihrer Interpolationen den Glauben versagt: der Voraussetzung einer allzu großen Vollkommenheit des Epos, von der diese kritischen Beanstandungen Lachmanns ausgehen.

Aber freilich erliegt Jacob Grimm selber dann einer entgegengesetzten Befangenheit, die auch wieder aus der Romantik stammt: er möchte der handschriftlichen Überlieferung an sich eine Art Unverletzlichkeit zuerkennen, und es erscheint ihm 'grausam', „ansehnliche in den Handschriften gegebene Stücke abzustreiten“ oder etwa (wie sein späterer Aufsatz gegen Moriz Haupt bekundet) jenen kaiserlichen Dichternamen zu tilgen, den die alte große Minneliedersammlung ihrem Eröffnungsgedichte vorsetzt und an den wir uns gewöhnt haben. Diese andächtige Scheu vor der langen Tradition als solcher, die, angewandt auf die Philologie, diese in den einst ihre Kindheit einschnürenden Schlendrian der Duldung des Textus receptus hinabstoßen müßte, ist im romantischen Geiste eng verkoppelt mit jener scheinbar widersprechenden unbedingten Bewunderung der Urzeit, des Ursprünglichen und Echten. Den Zwiespalt dieser Antinomie hat die Romantik niemals überwunden oder ausgeglichen. Handgreiflich ward er z. B. in den zwischen alter und junger Textgestaltung hin und her schwankenden Ausgaben Friedrich Heinrich von der Hagens.

Das Merkwürdigste indessen bei Jacob Grimms an sich berechtigter Abwehr des stillschweigenden Gebrauchs der Heptaden ist dies: er tadelte Lachmann, weil er die Kritik poetischer Texte und die Geschichte der handschriftlichen Überlieferung dieser Texte zu gründen schien auf ein mystisches Zahlenspiel; er trug auch Bedenken, mit Lachmann dieses Zahlenspiel aus Absicht oder Berechnung statt einfach aus dem Zufall abzuleiten; er selbst aber hatte ein mystisches Zahlenspiel zur Erklärung und Begründung sprachgeschichtlicher Vorgänge ohne Scheu verwendet. Denn nicht anders kann man seine Ablauttheorie bezeichnen. Am eindruckvollsten erscheint

sie in seiner 'Geschichte der deutschen Sprache' (S. 274f.): „Wie in der Sprache überall (drei Geschlechter, drei Numeri, drei Personen, drei Genera verbi, drei Tempora, drei Deklinationen durch a i u) waltet auch für den Vokalismus Trilogie. Aus drei Vokalen stammen alle übrigen.“ Es gibt, glaubt er, ursprünglich nur drei kurze Vokale a i u, und auf ihrem Verhältnis beruht die Zeugung der Längen und Diphthonge wie Bildsamkeit, Flexion, Wohlklang aller Wörter. Auch die Veränderung, welcher die drei Kürzen unterliegen, ist ihm eine dreifache: entweder wechseln sie mit einander oder sie mischen sich oder sie gehen über in Längen. Diese und verwandte schematisierende Feststellungen einer mystischen Sprachstatistik oder vielmehr einer mystischen Symmetrie durchziehen dann die ganze Darstellung der Lautlehre. Sie bestimmen seine Beurteilung des genetischen Verhältnisses der sprachlichen Erscheinungen, die er als 'Brechung' zusammenfaßt, sie führen namentlich seine Ansicht über das geschichtliche Alter des gotischen Lautstandes in die Irre. Sie erreichen den Gipfel dichterischer Phantasiekraft, wenn in dem Kapitel über die Lautverschiebung die Wandlung der drei Muten (Media, Tenuis, Aspirata) der drei Organe in neun Gleichungen vorgeführt und als Kreislauf dreier Wagen (einer unverwandten, der gotischen und der althochdeutschen Sprache) erläutert wird. Man kann hier doch angesichts dieser Triaden Grimms, die wichtige sprachgeschichtliche Entscheidungen herbeiführen, gegenüber den nur eine Nebenrolle spielenden Heptaden Lachmanns bei aller Ehrfurcht nicht ganz die Erinnerung an den Balken und den Splitter unterdrücken.

Außer dieser für die Psychologie des genialen Menschen lehrreichen Beobachtung drängt sich hier eine andere auf, die für die Wissenschaftsgeschichte Wert hat und vor Augen stellt, wie die geistige Bewegung eines Zeitalters durch geheime Unterströmungen auch zwischen anscheinend entgegengesetzten, ja sich bekämpfenden wissenschaftlichen Richtungen eine Gemeinschaft der Welterfassung herstellt. Jacob Grimm, der Anhänger und Führer der historischen Schule, der mit starker Abneigung sich von aller philosophischen Sprachbetrachtung, insbesondere aber von der spekulativen Geschichtskonstruktion Hegels fern hält, er zollt mit seiner Trilogie der Urkürzen und seinem Kultus der Sprachtriaden doch dem Triaden-Parallelismus der evolutionistischen Begriffsmythologie jenes großen Denkers Tribut. Und andererseits war auch in Hegels Werk, so grundverschieden von dem Schöpfer der 'Deutschen Grammatik' er oberflächlicher Kenntnis zu sein scheint, das Originellste, Tiefste, Dauerndste die Sättigung mit Realität, die Bewältigung ungeheurer Massen geschichtlicher Wirklichkeit unter dem Entwicklungsgedanken, gerade das also, freilich spekulativ gefaßt, was Jacob Grimms wissenschaftliche Größe bedingte.

Oben aber (S. XLIX) zeigte sich, daß Grimms aus voreilig angewandter äußerlicher Theorie fließendes willkürliches Schema des Ablauts der drei indogermanischen Urkürzen durch ein innerlich begründetes System, das dem beobachteten Sprachleben entspricht, erst ersetzt wurde, als streng empirische Sprachgeschichte und Sprachphysiologie mit ordnendem logischem Denken in einem philosophisch wie historisch befähigten Geiste sich verbanden.

Jedesfalls ist unbestreitbar: Jacob Grimm und Lachmann trugen beide an gewissen Stellen ihrer wissenschaftlichen Methode noch einen Rest romantischer Denkart mit sich, der da ihren Blick für die natürliche Realität der Dinge trübte und eine unbefangene Prüfung und Wertung der Tatsachen in ihrem Zusammenhang und ihrer Abfolge erschwerte.

In den mit äußerster Besonnenheit formulierten, streng sachlich gehaltenen Darlegungen Jacob Grimms über die Heptaden barg sich, unausgesprochen zwar, ein sittlicher Vorwurf gegen die Ehrlichkeit der Kritik Lachmanns: ein Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Begründung (Nibelungen-Anmerkungen S. 163), warum er die frühere äußerliche Bezeichnung der Heptadengliederung des ganzen Gedichts durch große Anfangsbuchstaben am Beginn der Abschnitte jetzt aufgegeben habe: daß „sie leicht stören könnten“. Dieser Begründung setzt Jacob Grimm eine andere gegenüber: „in Wahrheit aber würde die durch alle 2316 Strophen [d. h. den ganzen Bestand des vollständigen Lachmannschen Nibelungenlied-Textes] greifende Siebenzahl zu den neuen, neben den Athetesen empor gestiegenen Liedern nicht gestimmt haben. [Denn] sie sollte jetzt auf diese neuen Lieder eingeschränkt [und] ganz anders angewandt werden.“ Jacob Grimm nennt das Schweigen darüber unbegreiflich. Aber in seinem nächsten Satz zuckt ein scharfer Stachel: die Heptaden-Zahlen, die erst aus Hahns Strophenbezeichnung als ebenso in jedem der von Lachmann herausgeschälten Einzellieder durchgeführt erkennbar werden, „zerstören den Zauber [!] oder bringen auf einmal ein befolgtes, kunstvolles, ja überkünstliches System zur Schau“.

Niemals würde Lachmann diesen Widerspruch, der ihm eine täuschende Verschleierung der wahren Gründe seiner methodischen Kritik und eine bewußte Irreführung der Leser zutraut, ohne zornige Abwehr hingenommen haben. Der Bruch, und vielleicht ein unheilbarer, aller freundschaftlichen Beziehungen wäre die Folge gewesen.

Mehr noch als diese Verdächtigung seiner Redlichkeit würde den Zorn des überscharfen Nibelungenkritikers das Bewußtsein erregt haben, mit seiner Beachtung der Heptaden auf einem durchaus berechtigten Wege gewesen zu sein, der zu fruchtbaren Einsichten führen konnte und auf dem er sich den Schritten des Freundes Jacob Grimm nahe glauben, also auch von ihm Ver-

ständnis erhoffen durfte. Denn Wesen, Ursprung und Tendenz des hier in Frage stehenden methodischen Mißgriffs sind nicht erschöpfend bezeichnet, wenn ich diesen oben hinstellte als eine Verbindung von individualistischer Poesie-Auffassung mit einem romantischen Überlebsel. Die Fäden der geisteswissenschaftlichen Bewegungen verschlingen sich oft zu einem wirren Geflecht verschiedenartiger Motive, das reinlich auseinanderzuwickeln nur schwer gelingt. Es ist doch nicht bloß romantische Zahlenmystik, was dem klaren Kopf Lachmanns das Heptadennetz überwarf. Hier wirkte auch gerade — abirrend freilich — der Trieb seines Wesens, der seine wissenschaftliche Größe nicht zum geringsten Teile bedingt, dem seine metrische Forschung ihren glänzenden Triumph, allerdings auch gewisse Schwächen verdankt: der Trieb, die objektiven Ergebnisse einer nach allen Seiten spähenden, treu aufnehmenden Beobachtung, also die von ihr ermittelten äußeren Tatsachen und Verhältnisse zunächst einmal schlicht und zurückhaltend als ein Gegebenes zu respektieren, die Erklärung ihres ursächlichen Zusammenhangs aber ruhig der Zukunft anheimzustellen. Gerade in dieser Eigenschaft ist Lachmanns sammelndes, zählendes Vorgehen verwandt dem wissenschaftlichen Verfahren Jacob Grimms, wie dieser es selbst charakterisiert hat: „Ich lerne meine begriffe erst und gern aus den sachen, in denen uns noch so vieles dunkel liegt. Mit der Zeit werden sachen und allgemeine begriffe deutlicher werden“ (Juli/August 1823, S. 418). Auch die Feststellung des Auftretens der Zahlen dreißig und achtundzwanzig in den mhd. Handschriften und Gedichten war an sich wertvoll. Aber in diesem Falle rächte sich das von Lachmann gewohnheitsmäßig bewahrte Schweigen über ihre Bedeutung und die damit verknüpfte Unklarheit in Bezug auf ihre kritische Verwendbarkeit. Der anfechtbare Gebrauch der Heptaden in Lachmanns Nibelungenkritik war der Fehler einer Tugend: die Übertreibung und die voreilige, schwankende und widerspruchsvolle Ausnutzung des Kultus der objektiven Gegebenheiten. Aus diesem Kultus erwachsen in Jacob Grimms 'Grammatik' und 'Recht-altertümern' die herrlichsten Früchte. Auf diesem Kultus ruht Lachmanns trotz kleinen Mängeln großartiger Bau der mittelhochdeutschen Metrik und Stilkunde, den wir jetzt in seiner Vorbereitung, Grundlegung und ersten Ausführung aus dem Briefwechsel mit den Brüdern und aus den 'Adversarien' der Beilagen, namentlich aber aus deren Abteilung C, 2 (S. 946—960) bewundernd kennen lernen.

Jacob Grimm, als er über die Heptaden in Lachmanns Nibelungenkritik den Stab brach, war sich bewußt, dadurch dem 'Ehrenkranz' des Toten ein paar Blätter zu entziehen. Aber seiner Natur lag es fern, den Vorwurf, den er mehr andeutete als aussprach, in seine volle Tragweite zu verfolgen, ja

dieser Tragweite war er sich ebenso wenig bewußt wie einige Jahre später bei seinem ähnlichen Vorwurf gegen Haupts Athetese der dem Kaiser Heinrich VI. zugeschriebenen Minnelieder. Ist doch auch seine mit dem Heptadennachweis ungefähr gleichzeitige Gedenkrede für Lachmann, in der er die Heptaden ausdrücklich mißbilligt und offen bekennt, von seinem Standpunkt in der Beurteilung des Epos abgekommen zu sein, gestimmt auf den Ton inniger Zuneigung und Bewunderung seiner Person und seines wissenschaftlichen Werks. Der Verstorbene, den er mit der nur ihm eigenen Sprachkunst und Vergewenwärtigungskraft feiert, steht seinem Herzen immer noch nahe: „Wer ihn genauer nicht kannte, dem mochte er herb und verschlossen erscheinen oder abstoßend. Er war mildherzig, weich und voll Liebe.“ Und unendlich rührend ist der Ausklang dieses Nachrufs. Das wehmütige Kontrastbild, wie der Geschiedene, wenn die Fußabnahme ihn gerettet hätte, als Krückenträger schonend gehegt und gehütet, auf seinem Platze an der Tafel der Akademie still zu sitzen sich hätte gewöhnen müssen und „nicht mehr hinter allen Stühlen herum zu wandeln“. Als dann am ersten Jahrestage von Lachmanns Tod in Berlin ein Pamphlet gegen ihn erschien, worin auch die Siebenzahl ausgespielt war, hat Jacob Grimm am Jahrestage seines Begräbnisses in einer Berliner Zeitung eine schneidend scharfe Zurückweisung dieses 'gemeinen' Angriffs veröffentlicht, um so „den grünenden Zweig getreuen Andenkens auf sein frühes Grab zu legen“: „Deine reichen Gaben, alle Deine Anstrengungen und Erfolge, sie sollen unvergessen bleiben und werden ihre Frucht tragen; selbst wo dich als Menschen ein paar Irrtümer anwandelten, kann das Deine reine sittlich starke Natur desto sichtbarer machen“ (Kleinere Schriften 7, 605).

Hier ist jeder Schatten und jeder Mißton wieder aufgelöst in die alte innige Freundschaft. Und man gedenkt jener tiefsten und schönsten Worte, die Lachmann, diese Gesinnung liebevoll erwidern, einst gefunden hat, als er am 2. Juni 1833 nach einem Besuch der Brüder Grimm in Göttingen in dankbarer Erinnerung an die 'schönen Tage' beklagt, daß er besonders mit Jacob gar nicht recht in der Stille zusammengekommen sei: „Ich meine nicht, daß wir mehr hätten sprechend abthun sollen, aber es gibt so eine Art sich gegenseitig still zu besehen und dazu war zu wenig Zeit und Ruhe.“ —

Bekanntlich gab Jacob Grimms Aufdeckung der Heptaden das Signal zu dem Jahrzehnte währenden Germanistenkrieg um die Kritik des Nibelungenlied-Textes. Auch nachdem Lachmanns lange leidenschaftlich bekämpfte Ansicht über das Verhältnis der drei Haupthandschriften und seine Ablehnung des Textes von C als einer jüngeren höfischen Bearbeitung bei der Mehrheit der

Fachgenossen, selbst der früheren Gegner, sich siegreich gegenüber der eine Zeitlang auf den Schild erhobenen entgegengesetzten Beurteilung durchzusetzen begann, wurden die Heptaden und ihre Bedeutung für die Methode der Kritik Lachmanns nochmals Gegenstand einer leidenschaftlichen Polemik zwischen Friedrich Zarncke und Rudolf Henning<sup>1)</sup>. Fürsprecher haben den Heptaden nicht gefehlt: Haupt, Müllenhoff, Konrad Hofmann, Scherer, Laistner wollten sie auf hörbare Abschnitte und Pausen im (ursprünglich gesungenen) Vortrag der Lieder oder auf die immer grade für 7 Strophen Platz bietenden Seiten der Liederbuchhandschriften oder auf die Einrichtung der Urhandschrift des Nibelungenepos zurückführen. Und selbst ihr wirkungsvollster Bekämpfer Friedrich Zarncke mußte, da er in den Dreißigen bei Wolfram ein technisches Mittel zur Kontrolle der Vollständigkeit der Abschrift anerkannte, zugeben, daß diese Zahl folgerecht bei Gedichten von vierzeiligen Strophen sich in eine Strophen-Heptade umsetzen konnte.

Heute sind die Heptaden begraben und vergessen. Sie hätten auch meines Erachtens überhaupt nicht so schweren Anstoß erregt, wenn Lachmann, der ihnen aber offenbar keinerlei entscheidendes Gewicht beimaß, sich über sie eingehender geäußert und nicht auch in Bezug auf sie seiner verhängnisvollen Gewohnheit der sibyllinischen Andeutung gefolgt wäre. Wie dem auch sei, die Heptaden haben in der germanistischen Forschung der Gegenwart ihre einstmals mit Unrecht aufgebauschte Rolle ebenso ausgespielt wie Lachmanns Liedertheorie, mit der man sie verkoppelt hat. Doch ist über beide das letzte Wort vielleicht noch nicht gesprochen. Die Nibelungenforschung unserer Tage aber geht vorläufig auf den Wegen Richard Heinzels, Friedrich Panzers und Andreas Heuslers und setzt an die Stelle der Textgeschichte durch Wortkritik eine sagen- und stilgeschichtliche Betrachtung in Analyse und Synthese. Es ist, als ob dieses heute herrschende Verfahren eine Vereinigung und einen Ausgleich der beiden durch die Brüder Grimm und Lachmann vertretenen Richtungen vorbereite. Mich dünkt, der bisher unversöhnliche methodische Gegensatz will sich zu einer höheren Einheit auflösen.

Das Freundschaftsbündnis Grimm-Lachmann, in dem wir nach einem tragischen Grundgesetz menschlichen Lebens und namentlich menschlicher Wissenschaft den Keim der Entzweiung und Verfeindung lauern sehen, scheint so in der gegenwärtigen germanistischen Forschung, wenigstens soweit sie dem Mittelalter gilt, sich zu erneuen und durch sie in ideellem Sinne Dauer

1) Preußische Jahrbücher Bd. 40 (1877), S. 475—486. 625—630; Bd. 41 (1878), S. 108f. 109f.

und festen Bestand zu gewinnen. Daneben mag immerhin eine Strömung scheinbar von völlig anderer Herkunft, aber dennoch ermöglicht nur durch die grabende, schürfende Arbeit der Brüder Grimm und Lachmanns wie ihrer Nachfolger, der Wissenschaft des deutschen Lebens ein neues Wollen zuführen, dem ihre drei Bahnbrecher noch fern standen. Längst schon stellte sich der Sprachwissenschaft als Verbündete an die Seite eine universalhistorisch gerüstete Erforschung der Bildungsgeschichte in weitem Rahmen, die den Wandlungen der Ideen, den Ausdrucksformen des deutschen Geistes nachspürt. Nun aber regt sich innerhalb der deutschen Sprachgeschichte selbst junges Leben. Aufrauschenden Fahnen gleich kündigt es sich verheißungsvoll an in den neuesten ernsthaften Versuchen, die Geschichte der neuhochdeutschen Sprache philosophisch zu durchleuchten und zu nacherlebender Deutung und Wertung des Dichterischen, Bildhaften der Sprachgestaltung zu steigern. Vergessen wir nicht: auf der Bahn der Grimm-Lachmannschen rein empirischen Sprachforschung erfolgte der große Aufschwung, der eine lebendigere Einsicht in die realen Mächte der sprachlichen Entwicklung eröffnete, zweifellos durch eine Stärkung und Verinnerlichung der systematischen Betrachtung, also doch durch einen Tropfen philosophischen Geistes. Auch die ausgiebige Benutzung lautphysiologischer Erkenntnis entsprang diesem philosophischen Trieb, über Stoffanhäufung und Observation sich zu erheben zur Ergründung der allgemeinen wirkenden Ursachen, und ebenso die Bemühung Scherers und der Junggrammatiker um die 'Prinzipien' der Sprachwissenschaft. Aber nicht weniger gewiß ist auch: Untergrund der Wissenschaft der deutschen Sprache und des deutschen Wesens wird und muß bleiben was die drei Großen geschaffen haben.

Die bisher gedruckten Schriften der Brüder Grimm und Lachmanns bergen manchen noch ungehobenen Schatz, aus dem auch die künftige Forschung ihr Wissen stofflich bereichern und vertiefen, ihre Beobachtung und ihre Methode verfeinern kann. Hinzu tritt nun dieser lange verschlossene Schrein persönlicher Bekenntnisse und öffnet erlesene Kostbarkeiten in ungeahnter Fülle zu allgemeiner bequemster Kenntnis. Mögen viele achtsame, aufnahmewillige und andächtige Benutzer die darin ruhenden wissenschaftlichen und menschlichen Kräfte zu finden, sich geistig anzueignen und in sich wirksam zu entfalten wissen.

Der vorliegende Briefwechsel zeigt die drei Großen in ihrem gemeinsamen Aufsteigen, in den Jahren der schöpferischen Jugend und Mannheit, auf der Höhe ihres Könnens, in der Arbeit für ihre Meisterwerke. An den stillen Brunnen unseres Altertums tranken sie den Mut des reinen Lebens, tranken sie die Liebe zum deutschen Wesen, zu deutscher Sprache, Poesie, Sage und

Sitte. Diese Liebe band ihre Seelen zusammen. Diese Liebe befähigte und begeisterte sie für das große Apostelamt des nationalen Geistes: sie haben es bis zum letzten Atemzug treu verwaltet. Wärmer aber und eindringlicher noch als aus ihren Schriften und Büchern redet ihr leitendes, spornendes, erhebendes Beispiel aus diesen Briefen zu allen Deutschen, soweit sie das natürliche Werden und die geistige Gestaltung ihrer Muttersprache für einen wichtigen, einen heiligen Gegenstand des Nachdenkens halten und überzeugt sind, der deutschen Zukunft zu dienen, wenn sie das Wesen germanischer Art und Bildung aus den mannigfaltigen Formen ihrer geschichtlichen Erscheinung begreifen lernen.

Berlin-Grünwald am 27. Februar 1927.

**Konrad Burdach.**